

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

53.

Donnerstag, am 31. December 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder, in Dresden.

Die Häßliche.

Novelle von Heinrich Asmus.

Im vorigen Frühjahr mußte ich auf den Wunsch meines Arztes das Land besuchen; ich benutzte deshalb die Einladung meiner Tante, die unweit einer norddeutschen Residenzstadt Besitzungen hat, und brachte den ganzen Sommer in der dortigen Gegend zu, im Stillen die Doctoren und die Mode der Emigration segnend. Es giebt doch in Norddeutschland paradisißche Dörfer, womit ich aber nicht gerade behaupten will, daß dasjenige, in dem ich mich niedergelassen, zu diesen gehört, obgleich seine Lage reizend, der Boden fruchtbar und die Wiesen grün waren. Sehr oft ging ich, die Flinte über die Schulter geworfen, und von meinem treuen Hunde begleitet, halbe Tage an dem schroffen Ufer des Flusses spazieren; gewöhnlich war aber die Jagd nur ein Vorwand, um stundenlang unter dem Schatten grüner Weiden schwärmend hinzubringen. Diesen Platz liebte ich ganz be-

sonders, ob der Erinnerung wegen, die er in mir auffrischte, oder der romantischen Lage halber, ist mir schwer zu bestimmen. Das steile, mit Buchen und Eichen bekränzte Ufer, das sich weiterhin verflachte und grünen smaragdnen Wiesen Platz machte, bildete hier freundliche, von Erdrissen durchschnitene Hügel, deren verschiedenfarbige Schichten mit dem hellen Grün der Hagebutte, des Weißdorns und anderer Gesträuche, das gleichsam als Gebräm diente, auf das Angenehmste sich vermischte. Auf der äußersten Spitze eines hart am Ufer liegenden Hügel, von dem man die Nordsee deutlich erblicken konnte, stand eine kleine Birkenbank, die das beliebte Ziel der Bewohner war, und auch von zwei jungen Mädchen häufig besucht wurde, die im Alter sich so ziemlich gleich, im Aeußeren aber sich sehr ungleich waren. Die jüngste von ihnen, Sophie, hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, dunkle Locken, lange Augenwimpern, die eifersüchtig die Augen bedeckten, in denen neben dem unschuldsvollen Lächeln der Kindheit das Feuer der Leidenschaften flammte. Sie zeichnete sich durch die Schönheit aus, welche den

nordischen Frauen so eigenthümlich ist. Zwischen ihr und ihrer Begleiterin eine Aehnlichkeit aufzufinden, ist eine schwere Aufgabe. Eine durch Schmerzen erzeugte Blässe, geröthete Augenlider, die die kleinen grauen Augen fast bedeckten, die durchaus nicht hübschen Gesichtszüge, wenn sie auch einiger Annehmlichkeit nicht entbehrten, das nachdenkende und betrübte Wesen, bildeten einen zu scharfen Contrast gegen die schöne, lebhafte und etwas stolze Physiognomie der Jüngeren. Auch zeugte ihr gedrungener Wuchs von einer schwächlichen, kränklichen Körper-Constitution, und selbst ihre Bewegungen waren nicht frei, nicht gewandt. Besonders auffallend war die starre Unbeweglichkeit ihrer Gesichtszüge, die wir ausnahmsweise gewöhnlich an solchen Menschen wahrnehmen, welche von Kindheit auf einsam und isolirt lebten und alle ihre Gefühle in sich zu verschließen gezwungen sind. Marie war eine Waise; noch in dem zarten Alter, verlor sie schon Vater und Mutter. Der adelige Gutsherr, von Dorn, ein Verwandter ihrer Mutter, nahm die elternlose Waise zu sich und ließ sie mit seiner einzigen Tochter Sophie vollends erziehen.

Sophie war um zwei Jahre jünger als Marie. Beide Mädchen hatten denselben Unterricht, dieselben Vergnügungen und gleichen Putz. Man war gegen Beide gerecht. Der ganze kleine Unterschied bestand nur darin, daß die Lectionen und Vergnügungen für Sophie waren — und man Marien erlaubte, an ihnen Theil zu nehmen. Alle Hausgenossen geizten und hungerten nach einem schmeichelnden Lächeln von Sophien — Marien schmeichelte man nur zu bestimmten Zeiten. Jeder war gleich bemüht, Sophiens Wünsche zu vollziehen — Marien schlug man ihre vernünftige Bitte nie ab. Dieser kleine Unterschied äußerte aber merklichen Einfluß auf beiderseitigen Umgang. Sophie liebte Marie und hielt sie für ihre Freundin, ungefähr wie eine Vertraute in den Tragödien, von der man einige Aufmerksamkeit, gelegentliche Empfindungslaute, und mitunter auch wohl einen guten Rath erwartet, den man aber nicht geneigt ist, zu befolgen. —

Der Gutsherr von Dorn mußte durch Langeweile auf dem Lande mit der Aussicht über seine Arbeiter in den Fabriken und Mühlen das lu-

stige Leben seiner Jugend bezahlen. Noch in den besten Jahren, forderte er schon seinen Abschied, und ward nun mit einem Husarenschnurrbart und einem angenehmen Aeußern die Seele der Bälle, der Liebling der Damen und ein eifriger Besucher — der Magazine ... Magazine! was findet man nicht Alles in den Magazine! Ketten, Shawls, Armbänder, Hüte und ... weiße Hände! ...

Eines Morgens hatte von Dorn etwas Kopfschmerzen, saß verstimmt in seinem seidenen Morgenrock, und verfolgte mit den Augen die Tabakswolken, die er von Zeit zu Zeit aus dem Munde blies. Seine Brieftasche, die gestern eine freundliche Einladung zu einer Partie geleert hatte, lag schlaff neben ihm. Er blickte sie schief an — und entschloß sich, zu arbeiten. Er fühlte immer sehr großen Drang zu Geschäften, wurde aber nie in Anspruch genommen, und für eigene hatte er selten Zeit. Er nahm also sein Schuldbuch zur Hand — unser Edelmann war immer sehr accurat. Als er nun seinen Vermögenszustand vorbeidefliren ließ, fiel ihm plötzlich ein, daß er vor Kurzem auf einem Balle die Tochter eines reichen Fabrikherrn gesehen habe, die außerordentlich hübsch, einzig in jeder Beziehung und die Erbin eines bedeutenden Vermögens sei. Es kam ihm vor, als wenn er sich in das Mädchen verliebt habe. Woher sonst die gestrige Zerstreutheit, daß er nicht einmal den Verlust bemerkte? Er entschloß sich, sie noch diesen Abend zu sehen, mit ihr zu tanzen und ihr seine Liebe zu gestehen. —

Als die junge Edelfrau am Arme ihres Gatten sich zum ersten Male auf der Promenade zeigte, meinte sie, es gebe keine Frau, die sie nicht beneide, kein Mädchen, das sich nicht an ihre Stelle wünsche. Herr von Dorn war zärtlich, zuvorkommend gegen sie, und die junge Frau wollte nur ihm leben. Aus Dankbarkeit dafür übernahm der Herr Gemahl — aus einer wahrlich stülpischen Absicht — die Verwaltung ihres Vermögens, stillte die dreisten Mahner, belegte das übrige Capital, und führte ein lustiges Leben. —

So verflossen zwanzig Jahre. Um diese Zeit machte ich des Gutsherrn Bekanntschaft in demselben Dorfe, in welchem ich mich auf ein halbes

Jahr bei meiner Tante einquartirt hatte. Frau von Dorn litt an nervösen Zufällen, sticte Dep-
piche und las das Leben Hiobs. Die schöne So-
phie, ihre achtzehnjährige Tochter, und deren
Freundin Marie kennen wir bereits. Die übrige
Personen in dem Schlosse des Herrn von
Dorn waren ein Musiklehrer und eine alternde
Französin; die Engländerin hatte man entlassen
müssen, weil die Edelfrau einst zu ihrer Tochter
mit bittendem Blicke geäußert: „Unser Vermögen
ist etwas in Unordnung; die Engländerin kostet
viel, und überdies weißt Du auch schon genug;
ein Arzt wäre im Dorfe nothwendiger, besonders
für mich.“

Ich fürchte, daß böse Zungen die Anfälle und
Wünsche der Frau von Dorn schlecht auslegen,
denn die Welt ist ja nun einmal gottlos, und
vergiftet die besten Absichten durch ihren Verdacht.
Ach nein! das Herz der Edelfrau war rein wie
der Azur ihrer Augen. Sie hatte wirklich, ohne
Doppelsinn, einen Arzt nöthig. Auf Sophies
Bitten wurde ein junger Doctor, der wenig Aus-
sicht zur Praxis in der Residenz hatte, angenom-
men. Er hieß Willibald.

Eines Morgens saßen Sophie und Marie wie-
der auf der Birkenbank; Sophie saß in jener
ungezwungenen Stellung, die Frauen, wenn sie
sich starken Empfindungen oder geheimen Verlan-
gen hingeben, so äußerst anziehend macht. In
den Händen hielt sie ein Medaillon, an dessen
goldener Kette sie spielte und mit schelmischen Blic-
ken Marien horchte, die zu ihren Füßen saß.

„Sprich, was Du willst, Sophie,“ sagte Ma-
rie, das Miniaturbild betrachtend, „Deine Kunst
reicht nicht so weit. Welche Aehnlichkeit! Das
ist sein Blick!“

„Dennoch ist es mein Werk!“ versetzte Sophie.
„Du möchtest es wohl gerne der Gefälligkeit des
Lehrers zuschreiben? Wir Mädchen können ja
auch kein Blättchen zeichnen, worin nicht Striche
des Lehrers sich finden. Das ist so gebräuchlich.“

„Das wollte ich nicht sagen,“ antwortete Marie
und blickte die Zeichnerin fest an.

Sophie erröthete und lächelte gleich dem, der
eine geheime Freude fühlt.

„Blick ist Blick!“ rief sie endlich. „Kann nicht
Amor auch meinen Pinsel geführt haben?“

„Kunst und Liebe sind freilich verwandt,“ ent-
gegnete Marie, „und wenn es mir, wie den al-
ten Griechen, erlaubt wäre, jeden Gedanken, jeg-
liches Gefühl zu verständiglichen, oder in eine Gott-
heit zu verwandeln, so würde ich behaupten, daß
nicht sinnlicher Genuß, sondern die drei Schwe-
stern: Malerei, Poesie und Musik, des Amors
und der Psyche Kinder sind. Denn wenn die
heilige Liebe, ohne irgend einen irdischen Zusatz,
die Seele erfüllt, ist diese Verschmelzung nicht
Poesie? Seele, Liebe, Poesie! Wo keine Poesie,
da ist auch keine Liebe, da ist die Liebe ein Gau-
ner, ein Gefühl, das den Menschen entehrt! Liebe
und Poesie sind unzertrennlich, Sophie!“

„Das merk' ich schon!“ lächelte diese schelmisch.

Nun war an Marie die Reihe zu erröthen.

„O, ich bitte inständigst, nicht auf mich fremde
Sünden zu wälzen!“ erwiderte sie. „Nicht mich
sieht man halbe Stunden lang verstohlen in den
Spiegel blicken — nicht mich findet man im Ge-
hölz, hinter halb herabgelassenen Fenstervorhän-
gen —“

„Sünde?“ unterbrach Sophie die Sprecherin
fragend, das Letzte überhörend und ihre schönen
Hände auf Mariens Schulter legend. „Ist das
Sünde, Schwester?“ fragte sie mit dem erborgten
Gefühl einer gerührten Theaterheldin.

„Ach nein!“ versetzte Marie mit Feuer. „Nein,
so meinte ich's nicht! Die Liebe stammt von Gott,
ein Seraph trägt sie in dem Augenblick des Kum-
mers als eine tröstende Gabe den Sterblichen her-
ab. In meiner zarten Jugend erzählte mir meine
gute Mutter viel von Schutzengeln, und ich glaubte
so gerne an ihre Gegenwart, an ihren Schutz,
daß sie mir unsichtbare Freunde geworden sind,
denen ich meinen Kummer und meine Freuden
vertraue, von denen ich Trost und Hülfe erwarte:
Sieh, Sophie, oft schwärm' ich: das Mädchen,
zu dem ein solcher himmlischer Gast fliegt, muß
ein weltlicher lieben, weil Engel es unterstützen.
Er grüßt — er küßt sie! und das ist Liebe! Sie
ist Gabe des Seraphs!“

Bei diesen Worten spielte eine leichte Röthe
auf den Wangen der Schwärmerin, und unge-

achtet ihrer Häßlichkeit war sie in diesem Augenblicke einnehmend, wie die Liebe selbst.

Sophie lachte laut auf.

„Ach, wie rührend!“ rief sie. „Aus welchem Romane hast Du denn das? O, über Euch schwärmende Köpfe! Gott weiß, was Ihr Alles in der Liebe findet, die doch nichts weiter ist, als — ein belustigendes Spielwerk, wie eine Puppe dem siebenjährigen Kinde. Ich gebe ihr gerne einen Platz unter meinen Bleifedern, Büchern, Armbändern und Notizen, sonst aber nirgends.“

„O, über die Verstellung!“ eiferte Marie, aufspringend. „Dir zur Strafe, denn ich weiß, daß dies Portrait Dir theuer ist, geb' ich's Dir nicht wieder!“

Und sie lief an's Ufer; Sophie im Bahn, daß sie das Bild in's Wasser werfen wollte, ihr nach. Marie aber sprang wie eine Gazelle längs dem Ufer; Sophie folgte nur mit Mühe. Da glitscht Mariens flüchtiger Fuß aus, und sie rollt mit dem gelösten Sande in den Fluß. Voll Verzweiflung schreit Sophie um Hülfe. Aber Niemand ist da — Niemand hört sie. „Gott, sie ist verloren! Nein! sie taucht wieder auf. O schwimm, schwimm! Raff' all' Deine Kraft zusammen, Marie! ... Umsonst! sie sinkt!“

„Hier! hier!“ ruft Sophie Jemanden zu, der auf ihren Hülfesruf herbeigeeilt ist, auf den verschwindenden Kreis zeigend.

Er stürzt sich in's Wasser.

Sophie kniete weinend am Ufer, beide Arme über die Brust gelegt und flehte: „Rette sie! rette sie, Schutzgeist meiner Marie!“

In diesem Augenblicke, da das Mädchen sich unbemerkt wußte, war sie, durch ein ungekünsteltes Gefühl, wirklich schön. Diese Sorge verläßt eine Frau sonst so leicht nicht, weder im Salon, noch im Schlafzimmer.

Das Wasser rauschte — Sophie stürzte an's Ufer. Bläß, regungslos, gleich einem Marmorbilde, lag Marie in den Armen ihres Retters, des jungen Arztes Willibald. Er trug seine Bürde an's Land und legte sie auf der Wiese nieder. Sophie warf sich über die Gerettete, weinte und rieb ihr die Hände.

„Retten Sie sie, Doctor!“ rief sie. „Nicht wahr, sie lebt noch, sie stirbt nicht?“

„Sein Sie ruhig, Fräulein Sophie, — etwas Wasser — eine Ohnmacht —“

Hier schlug Marie die Augen auf, ihr Blick fiel auf ihren Retter. „Willibald!“ seufzte sie und strich sich mit der Hand über die Stirn, als wenn sie sich etwas in's Gedächtniß zurückrufen wollte. Dann drückte sie dieselbe auf's Herz. Eine lebhafteste Röthe bedeckte ihre Wangen, die aber schnell der gewöhnlichen Blässe Platz machte. Sie legte ihren Kopf auf Sophiens Schulter und leichte Thränen verschafften ihr Linderung. Nun suchte sie die Hand des Doctors, und während sie dieselbe drückte, sah sie ihn mit einem Blick an, in dem die Dankbarkeit beredter sprach, als in den heißesten Ausdrücken.

In einem kleinen Zimmer, dessen Hauptzierde Cyheu und Blumen waren, saß die gnädige Frau von Dorn in einem gothischen Lehnstuhl; vor ihr auf einem Fußhissen Sophie, die Ellbogen auf der Mutter Knie gestützt und mit deren Fingerringen spielend. Ein Sonnenstrahl, der sich durch das mit Cyheu umschlungene Nußbaumgitter stahl, beleuchtete ihr schönes Gesichtchen und verlieh ihr etwas Reizendes. Mit Wohlgefallen hasteten der Mutter Augen auf den schönen Formen ihrer Tochter.

„Aber Sophie,“ sagte Frau von Dorn, „ich kann noch immer nicht begreifen, warum Du das Portrait mit in's Gehölz genommen, Du hast es doch nur lediglich deshalb gezeichnet, um seiner Mutter damit ein Geschenk zu machen.“

„Ach, Mama, das kam so zufällig. Gestern, als mir das Medaillon gebracht wurde, legte ich es in meinen Zeichenkasten, um es Abends dem Doctor zu überreichen. Ich vergaß es aber — das ist Alles.“

„Angenommen, dem wäre so,“ fuhr die Mutter fort, „warum nimmst Du es denn heraus? Wolltest Du vielleicht noch Verbesserungen daran vornehmen?“

„Das eben nicht — aber Marie —“

„Wollte sich an Deiner Kunst ergötzen,“ fiel Frau von Dorn der befangenen Tochter in's Wort. „Das weiß ich. Warum nimmst Du es aber mit auf die Promenade?“

„Ein Scherz, Mama, weiter nichts, — ein Spaß zweier Mädchen! ... Sie sind auch einmal jung und achtzehn Jahre alt gewesen, theure Mutter,“ schmeichelte Sophie, den einen Arm um die Mutter schlingend, „und haben mit den blauen Augen der Doctoren und den Husarenschnurrbärten gespielt.“

„Aber alles mit Maßen, Sophie. Ich will wirklich glauben, daß ein Spaß und nichts Anderes zu Grunde lag, obgleich ich nicht zu denjenigen Müttern gehöre, die da meinen: meine Tochter ist zu gut erzogen, als daß sie ohne meine Einwilligung Lieben könnte —“

„Sie können immer dreist behaupten,“ unterbrach die Tochter ihre Mutter mit einem stolzen Lächeln, „meine Tochter kennt zu gut ihre Pflichten, als daß sie sich in einen Doctor verlieben könnte.“

Frau von Dorn blickte ihre Tochter seufzend an.

„Du triffst dem Nagel auf den Kopf,“ sagte sie dann, „und leider hast Du Recht. Du darfst an ihn nicht denken. Dein Vater würde Dir diese Zuneigung nie vergeben. Du kennst seine Grundsätze und Vorurtheile! — Wenn Du aber den Doctor nicht liebst,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „warum suchst Du ihn denn beständig auf? Er muß Dich überall begleiten, auf Deine Bitten die Noten umschlagen, wenn Du spielst, auf ihn beziehen sich Deine Worte, wenn Du mit Anderen sprichst, ihn suchst Du mit Deinen Blicken. Sophie, Liebe ist Dir und Deinen Verhältnissen zu der Welt erlaubt, aber Koketterie ist Deines Charakters unwürdig!“

Sie nehmen die Spielerei auch gar zu tragisch, Mutter,“ erwiderte Sophie, „da ist weder Liebe, noch Koketterie! O, keins von beiden! Ich könnte Ihnen sagen, daß ich des Doctors Gesellschaft deshalb suche, weil er so klug und sein Gespräch so unterhaltend ist, — allein das ist nicht die eigentliche Ursache. Sie werden über mich lächeln, Mama, wenn ich Ihnen sie mittheile; aber sei es darum: ich ärgere mich über diesen Willibald! Seit seiner Ankunft benimmt er sich so sonderbar gegen mich. Mit Anderen ist er lustig, liebevoll, leutselig, nur gegen mich ist

er immer in einen dreifachen Harnisch der Höflichkeiten und des Anstands geschmiedet, er spricht zu mir nie ein freundliches Wort, wie es sonst wohl in der Welt gebräuchlich ist; er äußert gegen mich weder Freundlichkeit, was auf dem Lande hier doch wohl erlaubt wäre, noch einige Aufmerksamkeit, sondern kalte Höflichkeit, nichts weiter. Ist das nicht himmelschreiend, Mama, für mich, die mit Siegen und Anbetern doch schon vertraut sein soll?“

Frau von Dorn klopfte leise ihrer Tochter rosige Wangen, die von der Aufwallung und dem kleinen Zorne noch mehr entflammt waren, als gewöhnlich.

„Er blickt von der Höhe seiner akademischen Gelehrsamkeit geringschätzend herab auf mich, und doch unterhält er sich mit Marien ganze Stunden über Schiller, Göthe, Jean Paul. Mit mir — kein Wort! als wenn er mich für unfähig hielte, ihn zu verstehen, weil ich nicht wie sie über Schläger und Gibbon liege.“

„Sophie,“ sagte die Mutter ernst, „er ist kein achtzehnjähriges Mädchen, er weiß recht gut, daß ein vertrauter Umgang zwischen Euch leicht gefährlich werden kann für Euch Beide.“

„Für wen? Er ist zu klug, um hoffen zu können, daß ich je in Leidenschaft für ihn entbrenne: Amor und Aeskulap gehen nicht Hand in Hand. Aber ich möchte ihn bestrafen, ihn zwingen, gestehen zu müssen, daß es dennoch möglich ist, trotz eines leichtsinnigen Außern, der Gelehrsamkeit eines Mannes — so gelehrt er auch immer sein mag — würdig zu sein. Also, sein Sie nicht böse, Mama, Sie sehen, daß es nichts als eine Kinderei ist.“

Eben wollte Frau von Dorn die Lehren über die Nachteile der Koketterie beginnen, als in Mariens Zimmer geschellt wurde.

Sophie entvrang.

„Und wo ist das Portrait geblieben? Wer kann das bestimmen! Vielleicht entfiel es Mariens Hand — und gesetzt, man sände es auch wieder, was würde wohl von den leichten Farben zurückgeblieben sein? Ich würde nimmer ein Miniaturbild meiner Geliebten annehmen. Das Aquarell und die Miniatur sind ein memento mori der Liebe. Die veränderlichen Farben würden mit

immer zuzurufen, daß die Gefühle eines Mädchens eben so unbeständig sind und oft ... doch nein! — Ich liebe nichts, was mich an die Vergänglichkeit erinnert.“

Willibald wurde nach einiger Zeit gebeten, sich noch einmal malen zu lassen, um die Flatterhaftigkeit des Fräuleins wieder gut zu machen. Warum sollte man auch die Arme, seine Mutter, des Geschenkes berauben, das ihr gewiß so sehr angenehm war. „Eins zweimal zeichnen, sagt man, sei langweilig,“ sprach die Malerin beim Zeichnen, „allein, das kommt wohl nur daher, daß man so selten ein Muster findet.“ ... Ein be- redter Blick, der sowohl die Künstlerin, wie das Original erröthen machte, beendete den Satz. Diesen Blick könnten wir in unserer Sprache mit folgenden Worten übersetzen: Ein Ideal, wie man es unter südlichem Himmel findet — mit Ihnen — ist's eine Ausnahme! ...

Ogleich der Doctor für einen Typus norddeutscher Schönheit gelten konnte, so legt doch die Sprache der weltlichen Blicke nicht mehr Rechnung ab, als die der Salons.

„Du bist wohl noch sehr schwach, Marie?“ fragte am folgenden Abend Frau von Dorn, der Kranken die baltische Haube aus dem Gesichte schiebend, die sorgfältig mit einem hellblauen Bande festgebunden war. „Dieser Tag ist Dir wohl recht lang geworden? Und nicht wahr, Doctor, wir vermehren noch das Uebel, indem wir sie nicht eine Stunde allein lassen?“

Sie gab Marien einen Kuß und Sophien und dem Arzt einen Wink und entfernte sich mit den beiden letzten. Marie war allein.

War der Tag ihr wirklich lang geworden? Wem ist's nicht angenehm, und geschähe es auch nur aus Mitleiden, der Gegenstand der Sorgen und Aufmerksamkeit zu sein? Das Herz täuscht sich ja so leicht, wenn es etwas begehrt, und schreibt es unbedingt der Liebe zu, was vielleicht nur eine Folge der Eitelkeit oder des allmächtigen Gedankens: was wird die Welt dazu sagen? ist. Doch, was kümmert uns das? Das Glück ist ja gewöhnlich nichts anders, als ein Prisma unserer Einbildung: dem Herzen ist es

im gegenwärtigen Augenblicke ganz gleich, ob Trug oder Wahrheit seine Urheber sind.

Stille herrscht im Hause. Die Lichter sind verloschen, und nur noch der leise Schritt der Kammerkage im Nebenzimmer der Frau von Dorn ist zu hören — jetzt hat auch diese sich entfernt. Marie hebt den Kopf empor und horcht, ihr Herz klopft heftig, eine dunkle Gluth bedeckt ihre Wangen, ihr Busen wogt stürmisch. Behutsam und geräuschlos setzt sie die Füße auf den vor ihrem Bette ausgebreiteten Teppich und steht auf, vor dem kleinsten Geräusche zusammenbebend. Sie horcht abermals. Alles still. Lebend tritt sie an einen kleinen Tisch, auf dem die Nachtlampe brennt, ihr ist's, als wenn das Herz ihr zerspringen wollte. Jetzt löst sie mit zitternder Hand das Haubenband, nimmt die Haube ab und die dichten Haare fallen auf Nacken und Schulter herab; unter denselben zieht sie schnell ein Stückchen Papier hervor, und in demselben Moment, da die Freude ihre Wangen mit Purpur übergießt, begegnet sie im gegenüberhängenden Spiegel ihrem Bilde. Im Nu verschwand der Ausdruck der Freude, der ihre Züge belebt hatte — wehmüthig und senkend senkt sie den Kopf, und ihre Hand sinkt schlaff in den Schooß. Ein schreckender Gedanke, der bleischwer ihre Seele drückt, scheint aus der augenblicklichen Vergessenheit aufzutauhen. Eine große Thräne glänzte unter den geschlossenen Augenwimpern, in der sich der Lampenstrahl brach. Armes Mädchen! wie reizend wäre eine Andere in dieser nächtlichen Unordnung, mit diesen strahlenden Augen und dieser malerischen Stellung! Aber Du? Der Spiegel erinnerte Dich an Deine Häßlichkeit. Nicht Du darfst Dich dem Hoffen hingeben. O Dante! auf ihrer Stirn las sie schon längst die Inschrift Deiner Hölle: „Hier ist kein Raum für die Hoffnung!“

Doch war ihr der Kummer kein Fremdling mehr, ihre Seele war ja in der Schule des Waisenstandes gebildet. Sie hatte sich von Jugend auf an's Denken gewöhnt. Lache nicht, Leser, bedenke, daß sie eine Waise ist, daß sie weder von Lehrern, noch von Gouvernanten, die für bemittelte Mädchen denken, noch von der Welt, die diese mit Weibrauch überschütten, verzogen war. Doch Scherz bei Seite. Marie hatte

nicht nur Phantasie, sie konnte auch über das Leben und die Menschen nachdenken und sich der Nothwendigkeit fügen. Auch jetzt legte sie sich die Fesseln der Unterwürfigkeit an, wenn auch ihr Herz einige Blumen fand, womit sie die schweren Dinge zierte.

Marie trat leise an's Fenster, öffnete es behutsam und blickte hinaus in die stille, verschleierte Nacht. „Allliebender!“ seufzte sie, „erfreuen wir uns nicht an Deinem sternübersäeten Himmel? berauschen wir uns nicht in dem Duft der Blumen? genießen wir nicht die Frische der Nacht? Warum genügt dem Herzen nicht das Gefühl, womit es der Schöpfer begabt hat? Warum fordert es mehr, da es doch sein Glück in den Fähigkeiten zu empfinden, zu lieben, findet? Und ist die Liebe nicht das Wiederleuchten göttlicher Strahlen, die den Himmelsthron des Allmächtigen umfließen? Sprudelt nicht in ihr selbst der Quell der Glückseligkeit? Ja, dem ist so! Er ist besser als der Himmel, die Erde, als die ganze Schöpfung! Er ist das beste Werk Gottes! Ich will ihn wie einen Engel, wie einen unsichtbaren Seraph, wie die Sonnen, wie die Natur lieben! Weiter will ich nichts! Ich will nur ihn lieben, ihn — und sein Bild sehen!“ ... Sie drückte das Papier fest auf's Herz, küßte es dann mehre Male und trat auf den Fußspitzen wieder zurück an den Tisch. Hier öffnete sie es. ... Lange schwelgte sie in dem Anblick des Bildes: es war Willibald's Portrait, das Sophiens Hand in's Leben gerufen hatte.

Hier also finden wir das Portrait! Das Corsett, dieser stille Bewohner vieler Herzensgeheimnisse und der Toilette, verbarg es, als Marie von Sophien sich verfolgt sah; es schützte den lieben Schatz vor den Wellen, vor den geschäftigen Augen, welche die Kranke bewachten, und übergab es zeitig genug einem Händchen, das es in dicke Haare versteckte. Jetzt war es Mariens Eigenthum für immer. Es wird gewiß nicht das Schicksal anderer Portraits theilen, die nach zweimonatlicher Anbetung zu einer Ruhe in eine abgelegene Truhe geworfen werden, von wo sie, wenn das Haus gefehrt wird, in's Feuer, in den Bach wandern, ja häufig sogar ... doch wir wollen davon schweigen.

Marie liebte also Willibald. Und er? ...

Marie war an ein isolirtes Leben, wie schon oben erwähnt, gewöhnt; in ihrem Herzen schuf sie sich eine eigene Welt, zwischen ihr und den Menschen bestand wenig Gemeinschaft, sie begriff viel, auf ihre Weise, nicht wie Andere, und also war ihre Liebe auch höchst wahrscheinlich eine andere, als die der sinnlichen Mädchen.

Noch im zartesten Alter, da sie kaum verstand, was man mit ihr sprach, mußte sie schon von ihrer Mutter hören: „Marie, Du bist nicht hübsch! Du bist nicht für die Welt geschaffen! Du mußt Nonne werden!“ In spätern Jahren verhüllte das Mädchen ihr Gesicht mit einem Schleier, und im Kreise ihrer ebenfalls verschleierten Gespielinnen, eine Aebtissin vorstellend, fragte es die Mutter: „Bin ich nun noch häßlich?“ — Liebkosete man die hübschen Kinder, die mit ihr in gleichem Alter waren, ohne ihr die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, oder ihr auch nur ein freundliches Wort zu sagen, so wurde sie darüber durchaus nicht aufgebracht; das Herz ihrer Mutter ersetzte ihr die ganze Welt, in ihm lebte sie wie eine Königin — was kümmerte sie alles Andere. Diese mütterliche Liebe umschloß sie voll Zauberei. Bald aber war die gute Mutter todt; die Zauberwand der Liebe, die das arme Kind von den Andern getrennt, sank ein, sie war allein, eine Wüste umgab sie. Alles kam ihr fremd vor, Alles war kalt wie Marmor — und sie verschloß ihr Gefühl in sich, wie die empfindsame Mimosa. Wie konnte sie, die an Liebe gewöhnt war, ohne dieses unentbehrliche Element leben. — In dem Hause des Herrn von Dern fand sie später zwar die sorglose, lebensfrohe Sophie, aber diese spielte mit dem Leben und hatte nie Zeit, auf lange sich an etwas stark zu fesseln. Liebe ist Religion des Herzens: um einzuwurzeln und ihre Entwicklung zu bestehen, erfordert sie durchaus Concentrirung der Gedanken und Festigkeit des Charakters. Der Leichtsinn aber bläst der Liebe Samen gleich einem Frühlingslüfchen fort; er trägt sie nach allen Himmelsgegenden, wie die leichten Schwalben den Samen, den die sorgsame Hand des Landmannes unbedeckt ließ. Beide Mädchen schlossen zwar Freundschaft, der adelige Gutsherr und dessen Gattin liebten wohl mitunter die Waise —

konnte dies ihr aber die Mutterliebe ersetzen? Vergleicht den belebenden Strahl der südlichen Sonne mit der künstlich erzeugten Wärme des Treibhauses! Marie äußerte sich jedoch nie über diesen Unterschied, wenn ihr Herz ihn schon fühlte, und nicht selten eine Thräne über ihre Wangen floß, wenn die Tante die rosafarbene Wange ihrer Tochter streichelte. Sie stand dann schweigend neben ihnen, und ein schmerzliches Lächeln umzog ihren Mund. Gab aber mitunter wohl gar die adelige Dame auch ihr einen Kuss und sprach einige Worte aus ihrem Herzenslerikon zu ihr, dann griff sie nach dem Herzen, und das holde Bild ihrer Mutter stand vor ihr. Und wem sollte sie sich auch mittheilen? Wer würde den Kummer des armen Mädchens mitgeföhlt haben? Aber warum diesen Kummer? Warde Marie nicht gleich Sophien gekleidet? hatte sie nicht dieselben Lehrer, dieselben Vergnügungen? Was will sie denn mehr?

So wuchs sie denn heran und das Bedürfniß der Liebe, des Mitgeföhls wuchs mit ihrem Verstande. Auch sie forderte von der Gesellschaft ihren Theil der Aufmerksamkeit — allein, Alles war kalt, todt, keine Stimme antwortete ihrem Rufe. War sie in Gesellschaft, so sah sie, wie Jeder bemüht war, ein Gespräch mit den hübschen Nachbarinnen anzuknüpfen. Worüber? freilich über Alltäglichkeiten! Aber man lachte und antwortete. Konnte sie denn nicht auch so antworten? warum knüpfte sie kein Gespräch an? — Marie liebte Musik, Literatur, und suchte darin heimisch zu werden. Oft gab sie während des Mittagstisches Antworten, die so ungewöhnlich in dem Munde junger Mädchen klingen, und der Nachbar setzte mit ihr auch nachher das Gespräch eine Weile fort. Hüpfte dann aber eine muthwillige Schöne herbei, so war Schiller und Göthe vergessen; man befragte sich über den Werth der Schärpe und Marie suchte vergeblich das Gespräch fortzusetzen. Auch tanzte sie gar nicht übel, nur mit weniger Gewandtheit. Das wußte sie auch selbst. War sie aber auf einem Balle, so ertönte ihr zur Rechten und Linken: *Mlle me sera-t-elle l'honneur* &c., und ihre lustigen Nachbarinnen, von denen die Eine in ewigem Streit mit dem Tact, die Andere ein lebendiger Contrast des leichten Schmetterlings, die Dritte ein schöner Marmor

an Seele und Körper war, drehten sich im Walzer, schwebten in der Polka, und sie? sie wartete umsonst auf einen einzigen Gast des adeligen Salons. ... Spielte sie auf dem Piano, so laß sie in den Augen ihres Musiklehrers Gutenbergs: „Du spielst vortrefflich, mein Liebling, ich bin mit Dir zufrieden.“ Zuweilen perlte sogar eine Freudenthräne über die gefurchten Wangen des alten Mannes, die er, von dem Zauber des Spiels hingekissen, hinwegzuwischen vergaß. Aber was urtheilte die sogenannte feine Welt? „Bravo, ma chère, vous faites des progrès, mais vraiment!“ Nun ist's aber bekannt, daß ein und dasselbe Wort den Sinn ändert, je nachdem man es betont. — „Ach, wie freu' ich mich, Sie zu sehen,“ sagt man z. B. zu einem guten Freunde, den man zum Whist erwartete, zu einem Provinzialisten, dem man seine Stimme zur Rathswahl versprochen hat, zu einem Mädchen, das man liebt, zu einer Matrone, deren Hülfe man bedarf, zu einem Bekannten, dem man auf Wechsel schuldet. Hier aber bedeutete *vous faites des progrès*: ganz niedlich, sehr artig für eine Anfängerin; fahren Sie nur so fort, das Piano wird Ihnen doch wenigstens in der Einsamkeit einigen Trost gewähren. — Spielte Sophie, so stampfte der Lehrer mehrmals in der Stunde wüthend den Tact; und spielte sie gar in Begleitung zweier Violinen, so rannte er aus dem Zimmer — alle Anwesende aber waren entzückt! Sophie verbarz dann die Schwamröthe der zufriedengestellten Eigenliebe an der Brust der entzückten Mutter, und der Vater drückte ihr die Hand und sprach mit sprechendem Blick: „Du hast ein eminentes Talent!“ ... Die Landschaften, welche Marie malte, taugten nur für die Kumpelkammer, Sophiens Zeichnungen aber fand man ohne Ausnahme sehr kunstvoll. War denn Sophie von der Natur stiefmütterlich begabt? Keineswegs! Warum machte sie denn keine Fortschritte? Sie hatte freilich die schönsten Anlagen, allein kleine Fortschritte verziehen gar zu leicht und versichern sich häufig dann schon des Talents, wenn es sich erst zu entwickeln beginnt. Die sinnlichen Zerstreuungen lassen wenig Zeit übrig und warum sollte überdem der Lehrer nicht Nachsicht üben und das selbst machen, was die Schülerin nur deshalb unterläßt, weil eben zu wenig Zeit dazu ist? Marie

kehrte oft mit beklommenem Herzen aus der Gesellschaft in ihr einsames Zimmer zurück. Woher diese Ungerechtigkeit, dieses Unglück? dachte sie. Warum jagt mich das Schicksal? Warum verstoßt mich die Gesellschaft?

Einst, als sie auch so grübelte, stand sie vor dem Spiegel, über dem das Bild ihrer Mutter hing. Das Mißvergnügen, der Aerger gaben ihrem Gesichte einen abstoßenden Ausdruck. Auf einmal schien sich ihr der Schleier zu lüften. Sie stand vor ihrer Mutter, sie glaubte deren Stimme zu vernehmen: „Du bist nicht schön, Marie!“ — Häßlich? Ihre Einbildung dachte sich Sophiens schöne Gestalt — der Spiegel gab einen Vergleich. Sie verstand nun Alles: sie war häßlich, verwais't, arm. — „Du bist nicht hübsch!“ Diese Worte tönten in ihrem Herzen immer wieder, und ihre Phantasie warf von Neuem über Alles einen schwarzen Flor. Hörte Jemand nicht auf ihre leise Stimme, und ging ohne Antwort vorüber: das war eine Abneigung ihrer Häßlichkeit; erzählten sich ihre Bekanntinnen über gemachte Erfahrungen: das war ein Fingerzeig auf ihre Häßlichkeit; kurz, Alles hatte sich gegen sie verschworen, und der Gedanke an ihre Häßlichkeit verfolgte sie Tag und Nacht. Armes Mädchen! Du kennst nicht die verführerischen Freuden der Jugend! Oft, wenn Sophie zum Spiegel eilte, sich ein neues Kleid anpassend, oder scherzend sich ein Tuch in niedlicher Unordnung um den Kopf bindend, schlich sie gedankenvoll zur Seite — sie schien ihr so schön in dieser unschuldigen Unterhaltung. Und sie? Umhüllte Sophie scherzweise Mariens Gesicht mit einem Flor, oder band sie ihr eine goldene Kette um den Hals, so fürchtete sie sich, in den Spiegel zu sehen: der Gedanke an ihre Häßlichkeit, und daß der Puz dieselbe noch mehr entblöße, zwang sie sich abzuwenden und die werthvollsten Sachen eilends abzuwerfen. Nie sah man sie in einer der malerischen Stellungen, worin Mädchen von ihren Jahren so gerne verweilen, weil sie wissen, wie anziehend ein gen Himmel gerichteter oder gedankenvoll in weiter Ferne irrender Blick, ein halbgeöffneter Mund oder ein nachlässig gesenkter Kopf sie ausnimmt. War sie einmal wider Willen nachdenkend, so schreckte sie der unheilvolle Gedanke,

wie die Schneide eines Dolchs, auf, und ihr Gesicht nahm plötzlich den gewöhnlichen leidenschaftslosen Ausdruck wieder an. Spazierten beide Mädchen im Lustgarten, so schmückte die fröhliche Sophie sich wohl mit einem Sträußchen Blumen, oder steckte sich auch eine Rose in's Haar — auch Marie pflückte sich eine Blume, aber kaum berührte ihre Hand das Haar, so ließ sie plötzlich dieselbe sinken. Nicht für sie waren die Verführungen der Eigenliebe! Sie kannte das Vergnügen nicht, sich an sich selbst zu erfreuen! Und die Mädchen werden begreifen, was das heißt. Doch nur die Mädchen?

Einst, nachdem Marie schon mehr daran gewöhnt war, gleichgültiger auf das Leben zu blicken, saß die Dorn'sche Familie im Garten, unter dem Schatten einer großen Linde, am Theetisch. Auf der Wiese, die sich vor ihnen ausbreitete, spielte Marie mit dem vierzehnjährigen Sohn des Gärtners, einem hübschen rothbackigen Knaben, den sie besonders liebte. Bald versteckte er sich hinter das Gebüsch, bald lief er lachend wieder auf die Wiese, Marie verfolgte den Muthwilligen. Eben bückte sie sich etwas vorwärts, den Glücklichen zu greifen, da läßt er einen Zweig los, den er gehalten, und das dürre Gesträuch riß Mariens rechte Wange.

„Fürchte nichts, Marie,“ scherzte der Herr von Dorn, „das wollen wir schon wieder heilen. Du wirst dadurch nur noch schöner werden.“

„Ich traue Ihren Kenntnissen, Onkel,“ antwortete Marie lächelnd, „aber ich zweifle doch, daß sie sich so weit erstrecken.“ Dabei spielte auf ihrem Gesichte eine unverstellte Fröhlichkeit.

„Benigstens sollst Du nichts verlieren,“ setzte Frau von Dorn mit derjenigen Gutmüthigkeit hinzu, in der man die Vorsicht laß, den Scherz ihres Gatten zu verstecken.

Ach, sie wußte nicht, daß gerade diese Vorsicht Marie am meisten kränkte.

„Wäre ich nicht so außerordentlich häßlich,“ dachte Marie, „so würde die Tante keinen solchen Gedanken haben, und ungeachtet ihrer Ueberlegung konnte sie nicht umhin, zu seufzen. Jede überflüssige Vorsicht in ähnlichen Fällen erreicht nie

ihr Ziel, eben so wenig wie die überflüssige Höflichkeit gegen Leute höherer Klassen, die sie erinnern soll, daß ihre Selbstliebe des Mitleids bedarf.

Jedoch söhnte die Ueberlegung Marie mit dem Schicksale aus und goß lindernden Balsam in die andern unbegreiflichen Wunden. Anfangs aber übte diese Stimmung einen solchen Einfluß auf Mariens Charakter, daß sie sich ganz veränderte. Sie wurde mißtrauisch, finster, schweigsam, mied die Andern, und diese sonderten sich dafür auch nach und nach von ihr ab. Nur Sophie blieb sich gleich — die Liebe triumphirte in ihrem Herzen über die Selbstliebe. Mit Sophien auch allein war Marie gesprächig, vor ihr entdeckte sie die Schätze ihrer Seele.

„Warum bist Du nicht auch in Gesellschaften so gesprächig?“ fragte Sophie mitunter. Aber das blieb Mariens Geheimniß, wovon sie nicht nur niemals sprach, sondern überhaupt auch nie ihrer Freundin etwas mittheilte, was ihr inneres Leben betraf. Und Sophie dachte nicht daran, sich lange mit Gefühlen Anderer zu beschäftigen. Sie hatte immer eigene Herzensangelegenheiten genug, daß es ihr nie einfiel, Marie zu fragen, ob sie auch wohl Fähigkeit besäße, anders zu fühlen. So kam es denn, daß die Waise sich immer mehr in sich selbst verschloß, wie eine unzugängliche Festung, und sich an das isolirte Leben gewöhnte. Aber ihr für Liebe geschaffenes Herz suchte Mitgefühl, verlangte Jemand, der sie verstand, einen Gegenstand, auf den es den Ueberfluß seiner Gefühle ausströmen lassen konnte, und da entdeckte sie einen reichen Born des Trostes in der Natur.

Wie war es aber möglich, daß die vorsichtige, mißtrauische Marie für Willibald in Liebe entbrannte? War es Sympathie der Seelen, die sich schon einander in der himmlischen Wohnung gekannt hatten und hier in dem Exil sich begegneten? War es Bestimmung oder war es Zufall? Marie dachte oft, daß die Vorsehung in solche Sachen sich nicht einmische, und hätte sich gar zu gern in den Begeisterungsstunden alle mystischen Systeme der Liebe von Plato bis zum Geisterseher von Upsala hinauf, angeeignet — aber hier war es so ganz anders. —

Willibald, der Sohn eines unbemittelten Predigers in N**, wo die Mutter noch gegenwärtig

von dem geringen Nachlasse ihres Mannes und der Hoffnung auf ihren guten Sohn lebte, hatte seine ganze Jugend dem Studium der Wissenschaften gewidmet, die Ueberlegung, Rechtschaffenheit und Nichtigkeit der Beurtheilung bedingen; ihm war derjenige forschende Geist verliehen, der die Gegenstände nicht nur von einer Seite auffaßt, sondern in ihre ganze Wesenheit eindringt, und die Menschen allein nach ihren Handlungen erkennt und schätzt. Die Dorn'sche Familie, in deren Kreise er sich seit einiger Zeit bewegte, machte auf ihn wenig Eindruck; nur die schöne Sophie wußte ihn durch ihre Reize bald so sehr einzunehmen, daß er sich gestand, ihre Schönheit mache solche Eindrücke auf ihn, wie er sie nur in den Erholungsstunden an den Ufern der Elbe und des Arno in der Gestalt einer Sylphide oder Psyche geträumt habe. Allein bald erkannte er den Charakter und die Vorurtheile des Herrn von Dorn, der Alles für nichts hielt, was nicht in dem sechsten Buche geschrieben, i. e. keine Wappen hatte, und Geld verbrauchte, was nicht durch den Schweiß seiner Untergebenen, sondern durch eigenes Verdienst erworben war. Er bewies zwar einem Jeden seine persönliche Achtung, war auch mitunter bereit, dem ihn Bittenden zu helfen, aber seine Entfernung von der höhern Aristokratie auch nur um einen Schritt zu verlängern, war seiner Denkungsart durchaus zuwider. Es wäre also von unserm Doctor unvorsichtig und kindisch gewesen, sich Sophien zu nähern; unvorsichtig, weil er, erst dreiundzwanzig Jahre zählend, nicht gewohnt war, sich in etwas zu mischen, ohne zuvor seine Kräfte und Mittel geprüft zu haben, — nun ergab sich aber: nicht hinreichend von diesen zu besitzen, einer siebzehnjährigen Schönen Widerstand leisten zu können; kindisch, weil er ein armer Arzt und sie eines reichen Adelligen Tochter war, die, wenn er nicht sehr irrte, schon einige Vorurtheile ihres Vaters gegen die Anti-Aristokraten eingefogen hatte. Aus diesem Allen folgerte er den Schluß: sich in einer ehrerbietigen Entfernung zu halten, einen vertraulichen Umgang mit ihr zu fliehen, seine Wachsamkeit zu verdoppeln und die Bewegungen des Herzens unter Schloß und Riegel zu halten. Und warum sollte er es nicht dahin bringen — er, ein Beobachter von Profession!

Marie, wenn auch häßlich, war durchaus kein einfältiges Mädchen, sie durchblickte mit ruhigem Auge die unüberlegten Scherze ihres Onkels und die hysterischen Einfälle ihrer Tante. Sie hatte nur zu reizbare Nerven. Dies blasse Mädchen nahm bald Willibalds Aufmerksamkeit in Anspruch. Er wollte sie enträthseln, sich ihr nähern. Anfangs ward es ihm schwer, die Blödigkeit, oder richtiger die Wildheit Mariens zu besiegen, endlich aber war das Hinderniß besiegt, und nun entspann sich ein Gespräch unter ihnen, das bei solchen Leuten, deren Neigungen, Meinungen und Leidenschaften übereinstimmen, kein Ende nimmt, selbst die Geheimnisse des menschlichen Herzens wurden ein Gegenstand geselliger Unterhaltung. Marie legte ihm ihre Zweifel vor und er erklärte ihr mit aller Wärme eines begeisterten Zögling's germanischer Universtitäten, die Geheimnisse der Natur und des menschlichen Herzens. Er erzählte ihr von seinen Reisen, seinem Studentenleben, und gar bald wartete Marie mit Ungeduld, daß die Klingel zum Abendessen rief, was gewöhnlich bis in die Nacht währte. Marie schob — ich glaube ohne Vorsatz — den Lehnstuhl ihrem Nährhahmen näher, und während nun Sophie mit Gutenherz, dem alten Russlehrer, im Nebenzimmer musicirte, der Herr von Dorn mit der alternden Französin Biquet spielte, setzte sich Willibald auf den Lehnstuhl, spielte mit der Scheere, schnitt Wollfäden von Mariens Nährhahmen ab, las einen neuerschienenen Roman des Auslandes vor, oder erzählte von seinen Reisen; verließ aber Frau von Dorn ihren Sitz, um dem Spiel ihrer Tochter zu horchen, so begann zwischen den jungen Leuten gleich das Lieblingsgespräch. Und, wie verändert ward Marie! Sie ging jetzt selten ins Gehölz, noch seltener an's Ufer, — in Willibalds Augen las sie Alles, was die Natur ihr nur sagen konnte. Mit dem Gedanken: ich werde ihn heute sehen! erwachte sie, und das sich wiederholend, was er ihr erzählt, schlief sie ein. O, wie nahrhaft war ihr Seelenleben! Sie lüftete nicht den Schleier der Zukunft, in der Gegenwart glücklich, stand sie vor demselben mit der Sorglosigkeit eines Kindes, dessen Dasein der gegenwärtigen Minute gehört. Nur das Glück selbst, das ihr bis jetzt unbekannt geblieben, schreckte sie auf. Sie fragte

sich: warum erscheint mir jetzt die Welt in Festkleidern? woher diese Seelenwonnen in mir? Und gar bald löste sie sich das Räthsel mit dem einzigen Worte: Liebe!

O, wie viele Gedanken, wie viele Unruhe verursachte dies magische Wort ihrem Herzen! Darf ich ihn lieben, ich, die Häßliche? Kann ich auf Gegenliebe hoffen? Er, ein hübscher, gebildeter Jüngling. — Sättigt Euch an der Rede der Hoffnung, die Euch Liebesträume in's Ohr flüstert! Welche Mauern, welche Unmöglichkeiten kann sie nicht vernichten! O Hoffnung, Du fliegender Teppich der Liebe, über welche Abgründe bringst Du uns nicht in die entferntesten Länder!

Aber nehmen wir den Fall, Marie fände keine Gegenliebe; was macht das? Ist Glück nicht das Gefühl der Liebe selbst? Ein Muselman oder ein Russe, der eine Dosis Opium verschluckt, bleibt zwar ein Sklave des Despoten, steht unter seiner Willkühr, wie vor einer Minute, aber seine Seele schwimmt dennoch in einem Freudenmeer. Laß dein Glück nun ungewiß oder gar eingebildet sein, gleichviel, es bleibt dennoch ein Glück! Traum und Wirklichkeit macht Alles gleich!

Aber nicht so dachte Marie. Gestern, heute, morgen, so lange sie ihn sah, war freilich alles Glück und Liebe, aber es kam bald ein Morgen, an dem Sophie auf Willibald, wegen seiner kalten Höflichkeit und abgemessenen Ehrerbietung abermals schmollte, und die Mutter war diesmal gutmüthig oder besser schwach genug, ihrer Würde etwas zu vergeben, die, wie sie meinte, den Doctor allein entfernt halte. Kurz, Sophiens kleine Koketterien beunruhigten bald Marie und erweckten in ihrem Herzen ein klein wenig Eifersucht. „Wozu soll das?“ fragte sie sich. „Wenn sie ihn — liebte — ich — würde in ihrem Glücke glücklich sein. Aber — nein, sie liebt ihn nicht.“

Also Willibalds furchtsames Benehmen, das Sophie bisher ängstlich vermied, der Frau von Dorn Klagen über seine Gefühllosigkeit erschreckten Marie, und gar bald mußte sie bemerken, daß der Doctor in den Abendunterhaltungen zerstreut war, verkehrte Antworten gab, finster im Zimmer auf- und abging, und der Lehnstuhl neben ihr eine geraume Zeit leer blieb. Auch stellte er sich wohl neben die Thür und horchte Sophiens Sin-

gen, dann aber plötzlich stürmte er aus dem Zimmer und ließ sich den ganzen übrigen Abend nicht wieder sehen. Spät noch erblickte man ihn mit raschen Schritten die Gartenallee messen oder nachdenkend, den Kopf gestützt, an dem Ufer des Flusses sitzen.

Eines Abends blies Willibald in seinem Zimmer die Flöte — am andern Tage schon mußte er Sophien accompagniren. Sie fand großes Gefallen an seinem Spiel und versicherte, keiner begleite so gut, als Herr Willibald. Von diesem Augenblicke sagte Marie den angenehmen Abenden Lebewohl! Marie, auf ihren Nährbrüsten den Kopf gestützt, horchte in Begeisterung seinem Spiele; jeder Ton, jede Note tönte in ihrem Herzen wieder, aber die Eifersucht flüsterte ihr zu: „Nicht für Dich spielt er, nicht Du beseelest ihn!“

Es liegt ein ungewöhnlicher Zauber für ein liebendes Herz in der Stimme, in dem Spiele des Geliebten, in den Tönen spricht seine Seele, und sein Herz verräth darin seine Gefühle. Aber wenn nun diese Begeisterung, dieses Gefühl, dies göttliche Spiel einer Andern gilt, was ist solcher Qual vergleichbar! Marie erforschte ihn, sie sog einen Tropfen nach dem andern ein, und bebte jede Minute, ihr Herz zu verrathen. Es liegt etwas Erniedrigendes in der hoffnungslosen Liebe, das aber schönen Frauen selten bekannt ist. Entspricht der erste Eindruck nicht ihren Wünschen, so wird die Eigenliebe eines andern Mannes sie entschädigen. Ein vielsprechender Blick sagt ihm: daß er von der schönen Frau, der Gegenstand aller Wünsche, geliebt wird, und schmiedet sich leidenschaftlich in ihre Fesseln. Aber eine Häßliche? welches Schicksal wartet ihrer, wenn man ihr Geheimniß durchschaut? Mitleid? O, die Wechselseitigkeiten selbst würden um solchen Preis zu theuer erkauft sein! Nein, besser ist's, die Liebe und ihre Leiden, wie auch ihre augenblicklichen Hoffnungen, die das Herz mitunter noch durchzucken, für immer zu begraben. So auch fühlte Marie. Für sie gab es kein Glück gegenseitiger Liebe — aber auch das Mitleid wird ihr Herz nicht kränken.

Eines Morgens sprach Marie zu dem Musiklehrer Gutenherz: „So ist's, mein väterlicher Freund,

er liebt Sophie, es ist keinem Zweifel mehr unterworfen. Können Sie sich in meinen Zustand versetzen? Lieben, und nicht wieder geliebt werden — o, es ist schrecklich, und wird noch schrecklicher, da der Gegenstand nicht zur Verzweiflung reizt! Willibald scheint die ganze Schöpfung zu übertreffen, erhabener zu sein als Alles, so daß wir ihn dennoch lieben, lieben wie eine Gottheit, wie der Wilde seine Sonne: er wagt nicht für sich allein die Strahlen zu erbitten, welche die ganze Schöpfung durchflammen. Doch lassen wir die Gottheit und sehen nur auf diesen erhabensten Menschen. Meine Imagination zaubert sich die Möglichkeit, daß er mein sein könnte. Verstehen Sie, was dann jeder Blick voll Liebe, von ihm auf die Glückliche geworfen, jedes Wort, jede Bewegung, diese Hieroglyphen-Sprache der Liebe, die für Profane unverständlich, der Liebe aber so klar und verständlich ist, mir sein würde? Aber die Eifersucht, die ist scharfsinniger als alle Champollions der Welt!“

„Ihre Brille sieht nicht ganz richtig,“ versetzte der alte Musikus, „wahren Sie sich, Marie. Nicht nur blühende Wiesen und grüne Lauben bieten die Wüsten Perstens und die fata morgana an der sicilianischen Meerenge dem Wanderer dar, auch Felsen und finsternes Berggeklüft bestürzen sein Auge. Sehen Sie eben jetzt jene verschiedenartigen Wolkenmassen, die weder eine geregelte Gestalt noch bestimmte Formen haben, und doch legt unsere Phantasie ihnen einen beliebigen Namen bei, bald erblicken wir Niesen, Drachen, Schlangen, bald Bewohner einer andern Welt, die gesellig in dem Aether mit einander spielen; hier sehen wir rauchende Vulkane und dort wieder ein Paar weiße Schwäne. Horchen wir Abends dem Riefeln der Quelle, dem Blattersäufeln, oder dem Sturme, der in der Ruine heult, so glauben wir bald ein Stöhnen der Verzweiflung unterirdischer Schatten, bald Klageböen um eine von der Erde aufgestiegene Seele, bald das Echo unsichtbarer Seraphsharfen zu vernehmen. (Ich rede in Ihrer Sprache, Marie, und wiederhole nur von Ihnen Gehörtes) Aber die Verschiedenheit rührt weder von den Tönen, noch von den Wolken her. Was sind diese in der Nähe anders als eine Masse Nebel, einzelne Noten eines vollstimmigen Accords? Glau-

ben Sie mir, die Einbildung wirkt mächtig, und das, was wir Glück oder Unglück nennen, hängt öfterer, als wir es ahnen, von diesem magischen Stäbchen ab."

"Vielleicht haben Sie Recht," entgegnete Marie nach einigem Sinnen, „allein sollte gestern auch meine Einbildung seinem Gesichte Entzücken und einen Ausdruck unerwarteter Freude beim Anblick Sophiens gegeben haben? Sie wissen, daß uns das Gewitter am äußersten Ende des Dorfes überraschte, da, wo die Hütten der Arbeiter des Herrn von Dorn stehen. Wir flüchteten uns in die Hütte der alten Maßmann. Sie kennen das Häuschen, das zur Hälfte in die Erde gewachsen ist. Stürme und Unwetter haben das Stroh halb heruntergerissen, und ein kleines Fenster läßt nur wenig Licht hineindringen. Gott weiß, wie die armen Leute darin leben können! Wir traten ein. Die Alte saß auf ihrem Bette, wenn ich's so nennen darf, den einen Fuß, welchen sie bei einem Falle unlängst verletzte, auf einen Schemel gesetzt. Ein Knabe legte ihr einen Verband um, die Tochter leuchtete, während zwei kleinere Kinder sich heimlich einige Stücke Weißbrot aus einem Korbe holten, der mit weißem Linnen bedeckt, auf einer Bank stand. Auch Willibald war da. Hätten Sie doch den himmlischen Ausdruck seines Gesichts gesehen. Bald gab er dem Knaben eine Anweisung, bald half er ihm, bald, die Hand der Kranken fassend, tröstete er diese mit Hoffnungsworten und Theilnahme. O, mein Freund, wie groß erschien mir in diesem Augenblicke die Bestimmung eines Arztes! Er ist ein Freund der gesammten Menschen, das treueste Ebenbild Gottes, ein Genius, der die Leiden der Sterblichen lindert. Vom Thron bis zur Hütte, überall hat seine segensreiche Thätigkeit Zutritt, — aber hier, an dem Lager einer unbekanntenen Leidenden, wo die Armuth in ihrem ganzen Schreckbild erscheint, wie erhaben, wie göttlich war er mir. Was vermag ein Reicher mit seinem Golde? allenfalls eine Hütte in einen Palast verwandeln, ja, das ist viel! Kann er aber zu einem Kranken sagen: Nimm Dein Bett auf Dich und geh? Kann er auch nur eine Wunde heilen, ein Leid mildern?"

Gutenherz lächelte.

„Fahren Sie nur fort, Marie," sprach er dann,

„wir betrachten das Gemälde oft von einer falschen Seite. Also nur weiter. Und?"

Marie bedeckte mit beiden Händen ihr brennendes Gesicht, nach einer Pause fuhr sie fort: „Er hörte unser Eintreten nicht. Ich erfuhr aus dem Gespräche der Alten mit dem Doctor, daß der Brodkorb von ihm nicht zum ersten Male dahin gebracht war. Der Segen, mit dem die alte Wittve ihn überhäufte, das Vertrauen, die Liebe, womit sie ihn ansah, enthüllten mir die ganze Schönheit seines Herzens. Endlich erblickte er uns — nein, Sophie, die aufgeregt durch diese Scene, schluchzte. Mein Herz war auch mir voll, es klopfte heftig, aber ich weinte nicht. Sie hätten seine Bestürzung sehen sollen, als er Sophien erblickte. Die Freude belebte sein Gesicht noch mehr, das so schon von Mitleid strahlte. O, wie schön war er! Von seiner gewöhnlichen Kälte gegen Sophie keine Spur, er trug sie fast auf die Bank, umhüllte sie mit ihrem Shawl, erwärmte ihre Hände, strich ihr den Regen von den Kleidern. Hätten Sie doch gesehen, welche Beben seine Fibern durchzitterte, als seine Hand ihre Locken berührte! Ja, er liebt sie, und sie? Kaum begreift sie die Erhabenheit seiner Seele! Sie kann oder will nicht seinem Gesühle Glauben schenken. — Uns wurde ein Wagen nachgeschickt. Als der Diener dies meldend in die Hütte trat, nahm Willibald plötzlich sein früheres kaltes abgemessenes Benehmen gegen sie wieder an, und entfernte sich gleich darauf. Später gegen Abend sah ich ihn auf der Terrasse sitzend, den Kopf gestützt, lange über Mitternacht hinaus. Das Gewitter war längst vorüber, die Blitze leuchteten nur noch sparsam aus der Ferne, der Mond stand hoch am Himmel — er aber saß noch immer dort!"

Hier schwieg Marie plötzlich. Gutenherz setzte das Gespräch nicht fort, was sollte er auch sagen? Die Vernunft ist für die Leidenschaft unverständlich. Sie saßen stumm neben einander auf einer Bank unter der Trauerweide, die das Grab von Mariens Mutter beschattete nahe einer Kirche. Die Mondstrahlen verflüßerten die bescheidenen Denkmäler der Dorfbewohner. In welcher Sprache könnte das Mitleid beredter sprechen, was hier so eindringlich der Gotteestempel und das einfache Kreuz, der Marmor und die Stille der Nacht redeten? ...

Der Herbst hatte sich bereits eingestellt; der Sturm heulte übers öde Feld, dicke Regentropfen peitschten gegen die Fenster und der Himmel bedeckte sich mit der Dunkelheit eines Novemberabends. Herr von Dorn, am Podagra leidend, warf sich in seinem Lehnstuhle ungeduldig hin und her, fragte unaufhörlich nach dem Doctor, schalt, und befahl, nach ihm zu schicken. Seine Gattin und Sophie saßen am Arbeitstische neben dem Kranken; Marie aber stand nahe dem Fenster und horchte mit klopfendem Herzen dem Heulen des Windes.

„Was blickst Du denn immerfort aus dem Fenster, Marie?“ fragte Herr von Dorn endlich verdrießlich. „Es ist ja dunkel, was kannst Du da sehen? Frage lieber nach, ob er schon zurückgekommen?“

Marie gehorchte nicht nur stillschweigend und schnell, sie erstreckte ihren Gehorsam noch weiter: sie lief an's Ufer und stellte an verschiedenen Stellen Wachen aus, denen sie auftrug, die Rückkehr des Doctors, der nach der andern Seite des Flusses gegangen war, abzuwarten und im Nothfall bereit zu sein, Hülfe zu leisten. Das Eis brach mit Getöse, womit seit einigen Wochen der Fluß belegt war. Die Fährre war zertrümmert und die Ueberfahrt in einem Rahne höchst gefährlich. Sich bekreuzend banden die Fischer ihre Rähne fest und schlossen die Hütten.

Da näherten sich zwei Gestalten dem jenseitigen Ufer.

„Nicht wahr, Herr Doctor, das ist ein grimmig Wetter? Wie es braust und heult?“ sprach eine der Gestalten, ein junger Mann in dunkelblauem Hemde, auf den Fluß zeigend.

„Ist die Ueberfahrt möglich?“ fragte Willibald, der Hand des Bauern folgend.

„Wenn man Durst spürt, ja. Schauens der Herr, wenn der Mond durchblickt, meint man Schwäne zu sehen.“

Unter diesem Wechselgespräch hatten sie den Fluß erreicht. Der Bauer löste einen leichten Rahm, während sein Begleiter bald nachdenkend zum zürnenden Himmel empor blickte, an dem zerrissene Wolken dahin jagten, bald auf den Fluß, der tobend daher brauste.

„Aber, Herr Doctor,“ sprach jetzt der Tage-

löhner kopfschüttelnd, während er in den Rahm stieg, „wäre es nicht besser, wenn Sie im Dorfe übernachteten? Der Schulze hat eine ganz gemüthliche Stube.“

„Fürchtest Du Dich etwa?“ fragte Willibald zurück.

„Ich? Für unser Einen ist so was eine Gewohnheit, aber nicht für Sie, Herr.“

Der Arzt wurde nachdenkend. In seinem Herzen kämpfte der Gedanke an die Gefahr mit der Pflicht. Sein Brodherr lag krank darnieder und wartete seiner Rückkehr mit Ungeduld; war er nicht in seinem Dienst? Konnte er nicht mit vollem Recht strenge Pünktlichkeit fordern? Die Pflicht behielt die Oberhand. Er drückte den Hut tiefer in's Gesicht, knöpfte den Mantel fest zu und setzte den einen Fuß in den Rahm — er überlegte, daß er ja nicht allein sich der Gefahr aussetzte. Er trat wieder zurück.

„Wenn ich nicht hinüber fahre,“ fragte er den jungen Mann, „so bleibst Du auch hier, nicht wahr?“

„Warum nicht gar, Herr Doctor! Was würde man zu Hause von mir denken! Freilich, es stürmt stark, die Fahrt ist nicht ohne Gefahr, aber mit Tagesanbruch muß ich dort sein, um bei dem gnädigen Herrn von Dorn zu dreschen.“

„Nun denn in Gottes Namen!“ rief Willibald, stieg in den Rahm und setzte sich darin zu recht.

„So recht, mein Herr Doctor!“ rief der kräftige Bursche. „Dem Kühnen hilft Gott!“ und mit kräftiger Faust stieß er den Rahm ab und lenkte ihn kunstvoll durch die Eisschollen. Auch der Doctor ergriff ein Ruder und half. Aber gar bald spottete der reisende Strom der vereinten Kraft der beiden Männer und drohte jeden Augenblick den leichten Rahm umzuwerfen.

„Wir kommen ja immer weiter abwärts!“ rief der Doctor, in der Gegend spähend. „Was bedeutet dort das Feuer?“

„Wahrscheinlich ist's aus Vorsicht für Sie hingelegt,“ erwiderte der junge Tagelöhner, anstrengend arbeitend.

Da jagte ein Windstoß eine Eisscholle herbei, und eine andere stoßend, warf sie mehre auf einander gethürmte Eisschollen um, der Sturz befreite auf einen Augenblick von dem Eise, aber

dann mit stärkerem Schwunge wieder auftauchend, zerbrach sie ein Ruder.

„Was nun anfangen?“ rief der Bauer, sich abmühend mit dem einen Ruder, das er schnell dem Doctor aus der Hand gerissen, dem reißenden Strome zu widerstehen. Aber vergebens! Die Strömung hatte das Boot erfaßt und jagte es pfeilschnell abwärts. Verzweiflungsvoll sprang der junge Mann auf, und in die Gegend lugend, wo das Feuer brannte, rief er nach Hülfe.

„Vielleicht hat man mich gehört,“ sagte er dann, wie zu sich selbst, „vielleicht ist Jemand in der Nähe, der — —“ trrr — eine Eißscholle und der Kahn schlug um. Jedoch ergriff der Tagelöhner des Doctors Hand und zerrte ihn an das umgeschlagene Boot. So schaukelnd, waren Beide gänzlich der Wuth des Sturmes anheimgefallen.

In dem Schlosse des Herrn von Dorn war große Bewegung. Alles lief ängstlich und geschäftig durcheinander. Willibalds Zimmer war voll von Menschen. Der Doctor lag auf einem Divan, dessen schwarze Sammetkissen die Blässe seines schönen Gesichts noch mehr verstärkten.

Wo weilst Du denn, Marie? Warum stehst Du schweigsam, unbeweglich da? Warum trittst Du dem Lager nicht näher? Noch ist Hoffnung vorhanden! Die von Dir abgeschickten Leute trafen ihn, als seine letzten Kräfte ihn verließen. Du fürchtetest weder Sturm noch Regen, Du lagst auf den Knien, als man Deinen Liebling an's Ufer trug. Du erwärmtest seine Hände mit Deinem Hauche. Du suchtest ihn dem Leben wieder zu geben. ... Erröthe nicht, ich werde Dein jungfräuliches Geheimniß nicht verrathen. Niemand bemerkte es, daß Deine Lippen seine edle Stirn berührten. Du hieltest ihn ja für gestorben — es war der erste, aber auch der Abschiedskuß der Liebe. Warum trittst Du nun aber nicht näher? Warum hältst Du nicht seinen Kopf und befreiest seine Stirn von den Locken? Warum überläßt Du alle diese Sorgen Sophien? Deine Augen ruhen auf ihr, aus ihrem von Thränen benähten Gesichte suchst Du Dein Urtheil zu lesen.

Sophie kniete neben dem Divan, sie rieb Willibalds Schläfe und Hände und — weinte. Da

— verklärte plötzlich ein Lächeln das Gesicht des knieenden, weinenden Mädchens! Ha! siehst Du's, Marie? O, knie' hin! Er lebt! Er schlägt die Augen auf — seine ersten Worte sind: „Sophie, mein rettender Engel!“

Marie, er vergleicht die Gestalt, die er am Ufer in der Dunkelheit erblickte, als Du ihn auf Augenblicke zur Besinnung gebracht, mit Sophien. Kannst Du ihm diesen Wahn entreißen und zu ihm sagen: nicht Sophien, sondern mir schuldest Du Dein Leben! Nein, Marie, das kannst Du nicht! Ich kenne Dich! Deine Furchtsamkeit läßt dies nie zu. Alles Anderen opfern, nichts für sich selbst, ist die Lösung Deiner schönen Seele, mit Selbstverleugnung lieben, das Loos des Weibes. Nicht selten ist sein Lohn nur die Anerkennung des Nutzens, das Opfer selbst ist Wenigen bekannt.

Willibald lag im Fieber, und der aus der nahen Residenz geholte Arzt gab durch sein Achselzucken wenig Hoffnung. Der Kranke erkannte bald Niemand mehr, aber der Wahnwitz verrieth seine Herzensgeheimnisse. Den Andern waren seine Worte ohne Zusammenhang, unverständlich, nur Marie verstand sie, vielleicht auch ihre stolze Freundin, welcher der sterbende Willibald ein großmüthiger Menschenfreund, ein liebenswürdiger, gebildeter Jüngling schien: der Doctor ward in ihm vergessen. Aber die Gefahr, in der er schwebte, sprach günstig für ihn zu dem jungen Mädchen. Die Einbildung ist eine wichtige Redoute; nehmt ihr sie, so habt Ihr gewonnen Spiel!

Am Abend des dritten Tages waren Marie und Sophie in dem Krankenzimmer allein, sie schlichen ans Bett, als Willibald tief aufathmete; sein fieberhaftes Gesicht war der Wand zugekehrt. Sophie legte ihre Hand auf sein Herz, Marie stützte sich auf ihrer Freundin Schulter und sah zu. Sein Athem ward leichter, die Röthe in dem Gesichte verlor sich, ein Seufzer entrang sich seiner Brust, er wendete den Kopf und seine Augen ruhten auf Sophien.

„O, sag' es mir noch einmal“, sprach er, von plötzlicher Freude neu belebt, sich aufrichtend, „sag' es mir noch einmal, Sophie, Dein göttliches Geheimniß, daß Du mich liebst! Warst Du nicht eben hier? sprach Deine Lippe nicht

zu mir: ich liebe Dich? O, diese Worte können mich dem Leben wiedergeben! O, sag' mir's noch einmal, Sophie," rief er, das Mädchen an sich ziehend, während sein Antlitz von überirdischer Wonne strahlte. Sophien schien nun Alles, seine Krankheit, sein Geständniß, selbst sein Wahnwitz ein geheimnißvoller Verräther des Schicksals zu sein, — sie wagte nicht, dieser Macht sich zu widersetzen. Und warum sollte sie es auch? Ihr Herz sprach ja zu Gunsten des Unglücklichen. Sie umschlang ihn mit beiden Armen und legte dann seinen brennenden Kopf an ihren wogenden Busen.

„Ja, Willibald," sprach sie darauf, „ich liebe Dich! Und ich schwör' es Dir in dieser heiligen Minute, Dich ewig zu lieben!“

Der erste Kuß besiegelte diesen Schwur.

Wirklichkeit und Traum flossen vor des Kranken Einbildung zusammen, er überließ sich unbesorgt dem Glück der Liebe, ohne eigentlich zu wissen, wie es gekommen. Er war glücklich in seinem halbbewußten Dasein. Und Marie? Als sie das Zimmer verließ, preßte sie frampfhaft Sophien an die Brust — zwei große Thränen entglitten den Augen des überglücklichen Mädchens. „Gründe sein Glück!“ rief sie und verschwand. Spät in der Nacht lag sie noch auf dem Grabe ihrer Mutter und — weinte.

Willibald genas schnell; Liebe und Glück reichten ihm die Lebensschale. Wenn auch noch schwach, so konnte er doch schon wieder im Salon erscheinen. Wer die Freude genossen, den Liebling seines Herzens von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen zu sehen, der wird leicht die Gefühle beider Mädchen begreifen, deren Lage so sehr verschieden, deren Gefühle aber in dieser Beziehung sich gleich waren. Marie dachte durchaus nicht: nicht für mich ist er dem Leben wiedergegeben — die Erinnerung an die qualvolle Sorge, ihn auf ewig zu verlieren, war noch zu frisch, um irgend eine Persönlichkeit zuzulassen. Nein, Marie freute sich, daß er gerettet sei, daß er lebe, daß sie ihn wieder sehen, daß das schreckliche Todesbild ihr nicht mehr drohe. Tod!... ein schreckliches Wort!... Ewige Trennung!... Glückselig allein ist der, welcher, zum Himmel

blickend, in ihm die Hoffnung lieft: dort! — Marie fand diesen Trost: ihre Liebe war rein, geistig, und Willibald ansehend, genoß sie das stille Vergnügen einer Mutter, die ihr neugeborenes, schlafendes Kind betrachtet. Diese Wonne, die leider im Leben immer seltener wird, da die Mütter sich ihrer Pflicht immer mehr entfremden, ist nur dem bekannt, der nach Unwettern und Lebensstürmen in einem sichern Hafen landet. Wir kennen das Glück eigentlich nur in der Phantasie; in der Wirklichkeit ist es uns fremd, und erst mit seinem Verschwinden sprechen wir wie der gottesfürchtige, fromme Israelit: „Es war ein Bote des Himmels!“

Aber Willibald war wirklich glücklich. Er trank Leben und Genuß aus voller Schale. Noch zu schwach, seinen Zustand recht zu erkennen, oder in die geheimnißvolle Zukunft blicken zu können, ergab er sich der gegenwärtigen Minute wie ein sorgloses Kind. Es war für ihn diejenige Zeit, wo unser Herz ein Glück erfüllt, das so reich an Gefühlen ist: jenes geheimnißvolle Leben, das uns eine lange Blumenkette zu sein scheint, in der jedes Blatt, selbst das allerkleinste, für uns hohen Werth hat. Jegliche Genesung ist Halbleben, worin das Gefühl immer die Oberhand behält, also ... doch ich will keine Folgerung ziehen, damit nicht irgend ein liebliches Gesicht sich verziehe.

Sophie sang wieder und Willibald hörte ihr zu; sie selbst schien ihm ein wundervoller Accord in der Harmonie der Schöpfung. Zuweilen saßen sie auch neben der Frau von Dorn, und Marie las etwas vor, ihre Blicke begegneten sich, wenn der Gedanke des Schriftstellers Bezug auf ihre Liebe hatte. Aber des Outsbestzers Vorurtheile, Willibalds Bedachtsamkeit und Sophiens Stolz? Nun, er war einige zwanzig und Sophie achtzehn Jahre, und ihre Liebe zählte erst Tage. Wir wollen es also abwarten.

Es war Winter geworden. Aus einem großen prächtigen Hause in der Residenz *** verbreitete sich ein Lichtmeer und fesselte auf Augenblicke die Neugier der Vorübergehenden.

Manche Schöne bückte sich aus dem Kutschenfenster, den Hals bedächtig in eine Boa hüllend, und rief mit geheimem Neide: gewiß ein Ball!

Und dem war wirklich so.

Herr von Dorn kündete seine Ankunft in der Residenz durch einen glänzenden Ball an. Seine Tochter war ja volle achtzehn Jahre und da wird es doch nach gerade Zeit! . . . Der Ball war pompös: Diplomaten und Beamte, mit und ohne Orden, Adelige, vornehme Leute u., Alles war da. Das Haus glich einem Garten des blühenden Griechenlands, wo zwischen Kräutern und Blumen Nymphen schweben, die so bezaubernd sind, wie die schönen Mythen selbst. Man tanzte die Polka zum zwölften Male, Alles kochte, brannte, sowohl die Blicke der Schönen, wie auch ihre Hoffnungen und Wünsche.

Allen fremd und die Rolle eines Beobachters spielend, lehnte unser Willibald an der Thür des Salons. Seine Blicke waren unstät. Wie kam er hieher? Das wußte er selbst nicht. Der Musiklehrer Gutenberg hatte ihm eine Karte gebracht. Er hatte seit einigen Tagen, die sie in der Residenz waren, Sophien nur durch die Lognette im Theater, im Wagen auf der Promenade, am Kai oder im Magazin gesehen, wohin sie in Begleitung ihres Vaters oder irgend einer „gnädigen“ Tante, als ein lebendiger Catalog des Stammbaums, wie ein Schmetterling flog. — Sophie warf Willibald jenen Blick zu, den Andere für eine gewöhnliche Freundlichkeit halten, den Verliebten aber ein ganzes Lexikon voll Zärtlichkeiten ist. Eigentlich war unser Doctor ungern in diesem Kreis erschienen, der ihm gänzlich unbekannt war, und wo er Sophie in ihrem Glanze sah, der ihm nur zu sehr an die Verschiedenheit ihres Standes erinnern mußte. Kann sie diese phantasmagorische Welt der Pracht und des Glanzes mit einem friedlichen, stillhäuslichen Leben vertauschen? Wird sie sich einem Manne opfern, dem sein Verhängniß einen Kreis bestimmt, der von dem ihrigen so sehr abweicht? Es ließ sich freilich eine Veränderung treffen, dann müßte er aber von dem Vermögen seiner Frau leben. Der Gedanke an solche moralische Erniedrigung rief auf seinem Gesichte eine flammende Röthe hervor. Der Studentenstolz war

noch nicht aus dem Herzen des jungen Mannes durch die Berührungen mit der Welt und deren Bedürfnissen vertilgt; nur Wenige bewahren ihr Uebelang diesen Jugendfreund — mitunter ist es aber doch der Fall. Willibald hatte ihn wenigstens bis jetzt sich bewahrt. Er kann vielleicht zu einem Wohlstande kommen, wird sich aber ihn nur allein zu verdanken haben. So denkend, suchte sein Auge die Geliebte, um Aufschluß von ihr zu bekommen. Ist aber ein Ball wohl der rechte Ort zu dergleichen Erklärungen? Er sah Sophie jetzt im Wirbel dahin schweben, gleich einem Schwan, der sich an seinen stolzen Bewegungen in dem klaren Spiegel des Teiches ergötzt; kaum die Erde berührend, erschien sie ihm wie eine Gottheit, die die lustigen Spiele der Sterblichen theilt. Sie drückte ihm im Vorübergehen heimlich die Hand, ihr Blick war aber traurig-ausdrucksvoll. Ich will sie um einen Walzer bitten, dachte Willibald und zog seine weißen Glacéhandschuhe an. In demselben Augenblick begann die Musik im lebhaften Takt einen Walzer. Aber wo ist sie? Das Herz klopfte dem jungen Doctor etwas stärker bei dem Gedanken, in diesem aristokratischen Saale einen Walzer zu machen. Nicht als ob er sich für unwürdig hielt, dessen Staub mit den Füßen zu treten, nein! weil sein Gefühl ihm sagte, daß hier sein Menschenwerth nicht gehörig geschätzt werde, daß hier jeder in der ihm vorgeschriebenen Livree erscheine, — die seinige hatte nun aber nicht die Farbe, die in diesem Kreise vorherrschte. Seine bescheidene Stellung, obgleich sie ihn in der Hütte der leidenden Menschheit so hoch stellte, konnte hier leicht erniedrigt werden, wo die größere Zahl der Meinung war, daß er den Stempel eines — Miethlings trug.

Ein Schlag auf die Schulter weckte Willibald aus seinen Betrachtungen. Gutenberg stand neben ihm und bat ihn leise, ihm zu folgen. Schweigend schritten Beide durch mehre Zimmer, die Töne der Musik, das Lichtglimmer und die Fröhlichkeit der Tanzenden wurde immer schwächer. Ohne zu wissen warum, fühlte der Doctor einige Beklommenheit. Jetzt tritt er in die Zimmer, in die er noch gestern unangemeldet treten durfte, er ergreift den Thürgriff — da wird es im Ne-

benzimmer laut. Er steht wie festgebannt und erblickt durch das rosafarbige Messeltuch die Frau von Dorn, reich gekleidet, wie sie eben Sophien in die Arme schließt. Eine Alabasterlampe verbreitete im Zimmer ein geheimnißvolles Halbdunkel. Mutter und Tochter weinen — aber es sind Freudenthränen. Sophie war zum Entzücken schön, und Willibald wagte kaum zu athmen.

„Gott wird Dir Deinen Gehorsam lohnen“, sagte Frau von Dorn zu ihrer Tochter, „kindliche Liebe bleibt nie unbelohnt. Träume bleiben Träume!“ fügte sie zärtlich lächelnd hinzu. „Der historische Name des Grafen, seine Liebe, sein Reichthum werden Dir den Verlust leicht ersetzen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Seitenthür, in die Herr von Dorn mit einem jungen, Willibald gänzlich unbekanntem Mann trat, der zwar ein angenehmes Aeußere, aber auch die Verzärtelung der Boudoirs zur Schau trug.

„Hier stell' ich Ihnen unsern Sohn vor“, sagte der Gutsherr zu seiner Gattin, den Unbekannten bei der Hand fassend. „Herr Graf“, fuhr er zu diesem gewandt fort, „dies hier ist Ihre Braut. Es wird für Sie um so angenehmer sein, das Bekenntniß ihrer Liebe aus ihrem eigenen Munde zu hören.“

Und was erfolgte? O Triumph kindlicher Unterwürfigkeit! Mit einem heitern Lächeln und ein wenig erröthend, jedoch mit der Ueberzeugung eines weltlichen Mädchens, reichte Sophie dem Grafen die Hand, die dieser mit dem Entzücken eines Bräutigams küßte.

Willibald hatte die Antwort nicht mehr gehört — vor seinen Augen ward es dunkel — ein Frösteln brachte ihn wieder zur Besinnung: er lag auf dem Trottoir der Straße. Kein Stern leuchtete am Himmel, der wie eine bleierne Kuppel über der Hauptstadt hing.

Am andern Morgen erhielt Willibald von einem Freunde eine Zuschrift, worin es hieß: „Für mein größtes Vergnügen halt' ich's, lieber Doctor, Sie zu benachrichtigen, daß die Regierung Ihnen eine Anstellung als Hospital-Inspector in *** bestimmte; freilich ist es ein

wenig weit von der Hauptstadt entfernt. In Ihrem Alter und solches Zutrauen ic.“

„Wem verdank' ich diese Fürsprache?“ fragte Willibald selbigen Abends seinen Freund, als er diesen auf der Promenade traf.

„Sie sind ein Glückskind!“ entgegnete Zener. „Aber freilich für uns sprechen auch keine Damen. Man sagt Fräulein von D., die Braut des Grafen B.“ —

„Ah so!“ rief Willibald einfallend und den Hut ziehend; eiligst verließ er den erstaunten Freund.

In den ersten Tagen des Maiß dieses Jahres lag in einem kleinen Landhause in dem Halbvog einer Kranken eine junge Frau auf einem bequem eingerichteten Divan. Sie war kaum zwanzig Jahre alt, aber ihre eingefallenen Wangen, die starke Röthe des Gesichts und der Augen, die von einem fiebrischen Feuer glänzten, zeugten nur zu deutlich von ihrem schmerzhaften Zustande. In dem Zimmer stand ein Fortepiano und in das geöffnete Fenster hauchte ein sanfter Westbalsamische Düste. Der Kranken Augen hasteten auf einem von den magern Händen gehaltenen Medaillon, während sie mit einem neben ihr sitzenden Greise in einem Gespräch begriffen war.

„Nun erlaube ich mir täglich das Vergnügen“, sagte sie, „das ich vor meiner Verheirathung entbehrte. Ginnern Sie sich dieses Tages?“ fragte sie nach kurzem Schweigen mit einem melancholischen Lächeln.

„Da Sie dem Wunsch des Herrn von Dorn entsprachen und Ihre Hand Ihrem Vetter reichten?“

Die Kranke nickte. „Mir war ja Alles gleichgültig geworden“, sprach sie dann. „Er existirte für mich nicht mehr und Sophie ward von dem Wirbel der Vergnügungen fortgerissen. Mein Vetter Peter wünschte nur, glaube ich, mein kleines Vermögen, um seine Besitzungen nicht räumen zu müssen. Strenge Pflichterfüllung und ein freundliches Benehmen war Alles, was er von seiner Frau zu seinem Glücke verlangte, und ihm meine Hand reichend, zahlte ich zugleich meiner Tante meine Schuld für ihre der Waise gewidmete Sorge. Ach, mein Leben war ja eigentlich schon beendet — es ist ja nichts bleibend

auf Erden, mein lieber Gutenberz. Selbst die Leiden, die bittersten, sind vorübergehend. Gewohnheit macht uns Alles gleichgültig. Glauben Sie aber nicht, daß ich mich vor dem Tode fürchte!" fügte sie lächelnd hinzu, während in ihren Augen Thränen glänzten. „Ich lasse hier ja viele Freunde zurück, Sie, den Himmel, meine Lieder, die Abendröthe und ..." sie blickte wiederholt auf das Medaillon und das Batisttuch auf ihrem Busen hob sich stark.

„Lassen Sie das, meine geliebte Schülerin; wozu die Wunden immer wieder aufreißen!" sagte Gutenberz mit erzwungenem Lächeln, indem er der Kranken Hand ergriff. „Gewiß Sie werden gesunden und wir noch recht oft musciren. Herrliche Variationen von Cherni habe ich mitgebracht. Oder wollen wir etwas aus der „Norma" vornehmen? Was meinen Sie? Wünschen Sie etwas aus den „Hugenotten", der „Jüdin"? Wir wollen uns das Leben noch recht angenehm machen! Oder wählen Sie die neue Romanze Ihres göttlichen ... wie heißt er doch gleich? Sie ist in derselben Sangweise wie „Trost in Thränen", die Sie so vortrefflich singen. Lassen Sie uns gleich etwas vornehmen."

Die Kranke lächelte.

„Das Medaillon wollen wir so lange auf die Seite legen", fuhr der Oreis fort, seine Hand nach demselben ausstreckend. Aber die Kranke verbarg es schnell in ihrem Busen.

„Dem Gesunden sind ja ähnliche Spielwerke erlaubt", senzte sie, „also — —"

Hier ward die Thür geöffnet und herein trat mit heiterer Miene der Mann der kranken Frau.

„Nun wie geht's, meine Liebe?" fragte er, der Frau die Stirn küßend. „Ich bin mit meinem Nichte sehr zufrieden. Dein Onkel, Herr von Dorn, hat mir einen Arzt nachgewiesen, der in großem Rufe steht und in den vornehmsten Häusern Wunder thut. Er folgt mir auf dem Fuße."

„Wozu soll das?" fragte die Kranke kopschüttelnd. „Du bist gar zu besorgt um mich", fuhr sie dann mit dankendem Blick fort. „Es wird schon vorübergehen, und Gefahr ist ja gar nicht vorhanden."

„Vorübergehen! vorübergehen! Das hör' ich

nun schon täglich. Wenn keine Gefahr vorhanden wäre, woher denn diese beständige Schwäche, dieses Herzklopfen? Du sprichst immer von Aneurisma, aber der Doctor wird Dich befehlen, daß Du solches nie gehabt —"

„Ich denke ja auch nicht mehr daran. Was soll also der Doctor? Ich traue meinem alten Cloak —"

„Jener ist aber nicht so alt!" brauste der Mann auf. „Er geht zu allen vornehmen Leuten. Hörst Du's?"

Hier blickte er auf die Leidensgestalt seiner Frau, und seine Hestigkeit bereuend, näherte er sich ihr, ergriff ihre Hand und fuhr mit bittender Stimme fort: „Nicht wahr, Du wirst ihn, meiner Ruhe wegen, zu Rathe ziehen?"

Die Kranke drückte seine Hand. In demselben Augenblick rollte ein Wagen daher und hielt vor dem Hause still.

„Wo ist die Kranke?" fragte gleich darauf der eingetretene Doctor mit gedämpfter Stimme, vor dem Bettschirm verweilend.

Die Kranke fuhr convulsivisch zusammen.

Der Arzt näherte sich ihr. Ein schwerer, langer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und ihr mit Freude und Liebe gepaarter Blick haftete auf dem Doctor. Er nahm ihre Hand — da fiel etwas Schweres auf den Fußboden, er bückte sich — das geöffnete Medaillon mit Willibalds Bildniß lag zu seinen Füßen.

Der Doctor erbehte.

„Marie!" rief er.

Marie aber war nicht mehr!

Lustfahrt.

An Heinrich Seine.

Ich wandert' aus in heitern Frühlingstagen.
Der Berge Häupter sah ich, ob sie ruhten
Im Flammenstrom, der Sonn' entgegenragen.

Bald schritt ich an den Ufern wilder Fluthen,
Die furchtbar schön die schäum'gen Wädhnen rollten
Gleich grimm'gen Löwen, die verwundet bluten.

Und Wolken stiegen auf, die finster grollten,
Und helle Blitze rasselten hernieder,
Ob Berg' und Felsen sie zerschmettern wollten.

Doch sah ich bald des Himmels Azur wieder,
Der Wald erglänzt'; von duftig grünen Zweigen
Erschallen rings der Vögel Jubellieder.

Ich stand indes in andachtsvollem Schweigen.
Die Brust umträufelt milder Blüthenregen —
In Königshallen wäht' ich mich im Reigen.

Und Blumendüfte strömten mir entgegen;
Um meine Tritte wucherten die Saaten —
Es floß um mich der Schöpfung ganzer Segen.

Doch bald — o Gott, wo war ich hingerathen! —
Erwacht' ich wieder aus den süßen Träumen:
Durch ekle Sümpfe mußt' ich mühsam waten.

Ein kaltes Grau'n entzog mich diesen Räumen.
Ich sollt' die Lust in solche Höllen senken,
Ein göttlich Bild mit nächt'gen Schatten säumen?

Indes wird fürder die Erinn'ung lenken
Mein Geist zu jenen seligen Genüssen,
So möcht' ich nicht des Herben dann gedenken
Gleich falben Blättern, die dem Kranz entrissen.

G. Wagner.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus München im November.

Diesesmal will ich einmal poetisch auftreten und meinen Monatsbericht mit einem Gedichte beginnen, welches ein hier lebender Dichter (Karl Wilhem Vogt) einer scheidenden Sängerin sang (es muß doch heraus, so hart es auch klingt, dieses „Sängerin sang“ — wir sind ja der Härten schon gewohnt in dieser harten Zeit!). Sie soll dem Dichter aber keineswegs „einige Louisd'or“ gesendet haben, wie sonst gewöhnlich, die im Strahle des Ruhmes leuchtende und von Tausendguldenkraut umkränzte Sängerin.

Doch hören Sie:

Das Mädchen aus der Fremde.

Bei Menschen, welche viel schon irrten,
Erschien in diesem trocknen Jahr,

Als längst nicht mehr die Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, singend wunderbar!

Sie war in München nicht geboren,
Doch wußte man, woher sie kam;
Viel tausend Gulden sind verloren,
Die jeden Abend ein sie nahm!

Befeligend war ihre Nähe
Und alle Börsen wurden weit,
Vor der Theaterpreise Höhe
Verstummt die Bescheidenheit.

Es ging vor ihr ein groß Gerüchte
Einher aus einer andern Flur,
Journale brachten uns Berichte,
Man las, man hört' von ihr ja nur.

Ein Jeder brachte seine Gabe,
Man rauft' beinah die Plätze aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Sie wollten All' in's volle Haus.

Willkommen waren alle Gäste
Dem Mann, so an der Kasse war,
Doch, wollte man der Plätze beste,
So kostet' es ein Thalerpaar!

Um von dieser parodirenden Poesie in thränenbittere und jammerklingende Prosa überzugehen, wenden wir uns zu dem Schicksale der durch Sturm und Brand verunglückten und um all' ihre fahrende Habe gebrachten Bewohner des vor Kurzem noch so idyllisch am Fuße der Alpen, am Gestade des lieblichen Kochelsees gelegenen Schlehdorf, und sehen — wie die Extreme sich berühren, wie die größte Noth an das Burleske nicht nur gränzt, sondern innigst damit vermählt ist.

Da keine eigentliche Sammlung für die Verunglückten, d. h. keine Sammlung von Amtswegen, veranstaltet werden durfte, so lud der Magistrat in München, luden die Redacteurs der hiesigen Blätter zu Beiträgen ein.

Und reichlich wurden von Münchens „Mittelstand“ solche gesteuert. Der Magistrat sah sich zu bedeutenden Spenden an Geld, warmen Decken, Wäsche- und Kleidungsstücken in Stand gesetzt. Das Journal „der Landbote“ hatte schon am 10. November ein Sümmdchen von 520 fl. gesammelt, die „Landbörin“ (welche, nebenbei bemerkt, mit jenem in einer nichts weniger als guten Ehe lebt) über 600 fl.; der „Volksfreund“ und das „Tageblatt“ blieben nicht zurück.

Ich werde ja doch keines der hiesigen „Blätter“ vergessen haben? —

Rechnet man hierzu, welche Spenden den Verunglückten von Seiten des Königs und einzelner Mitglieder des königlichen Hauses zuströmen, so ist zwar noch nicht das Hintäglichke, aber doch des Guten und Trostbringenden Vieles schon geschehen.

Nun erst unsere haute volée! die empfindsamen Damen, die Herren voll Gefühl in der wattirten Brust! Geld haben sie nicht sonderlich viel gesendet, theils haben sie dessen nicht in allzu drückendem Ueberflusse, theils kosten Pferde, Hunde, Livreen, petits plaisirs den Herren, Soireen, Pug, Spiel den Damen zu viel. Aber Kleider haben sie gesendet, abgelegte Kleider, welche sonst die Sofen erhalten und die valets de chambre, und nun kann man eine alte Schlehdorfer Bäuerin in einem Pamela-Hute sehen, einen schlanken Gebirgsburschen in einem Phantasie-Fracke, aus welchem jedoch der Kammerdiener des vorigen Besitzers weißlich die, eines Kammerjunkers Würde andeutenden, silbernen Knöpfchen geschnitten, und zu welchem „Hansgürtel“ nun eine kurze Lederhose mit nackten Knien und dicke wollene Strümpfe mit grünen Zwickeln trägt.

Eine Sennerin, welche in schwarzem Faltenrocke die kräftigen Glieder, in ein starkes Nieder die wohlgeformte Brust zu kleiden gewohnt ist, trägt nun das Ball- oder Concert-Kleid einer nur zu schlanken Münchener Dame, deren wohlgeschürte Taille die Bewunderung aller gleichfalls geschürten und wattirten Teut-

nants und Junker gewesen. Da aber das Kleid am Rücken unmöglich zu schließen ist, wird der Defect von einem jener schmalen, mit Schnüren und Quasten verzierten Foulard-Schürzchen verdeckt, welche man Feigenblätter nennen möchte, und die hier wirklich deren Stelle, aber a tergo vertreten müssen.

Wenden wir unsern Blick von diesen Scenen lächerlichen Jammers und jammervoller Vächerlichkeit ab, und kehren nach München zurück, so treffen wir die dürstige Bevölkerung Kummer erfüllt vor den Bierfabriken unserer Großbrauer stehen, welchen die Behörde die Bierpfannen versiegelte, da sie dem herabgesetzten Bierpreise sich nicht fügen wollten.

Und nun hatten wir mit der Kunst der Sängerin, mit der Poesie oder wenigstens Parodie begonnen, sind dann bis zur phlegmatischen Prosa des Bieres herabgestiegen, und um nicht noch tiefer zu fallen, wird es Zeit sein, unsern Monatsbericht pro November zu beschließen. *)

*) Hat uns der geehrte Berichterstatter nicht interessante Nachrichten über die Tänzerin Lola Montez mitzutheilen?
Die Red.

Literatur und Kunst.

L y r i k.

Lieder meiner Kirche. Von Ida von Dürringsfeld. Breslau, Kern. 1846.

Diese wenigen Lieder, welche die Begeisterung für die junge christkatholische Kirche hervorgerufen, athmen Kraft und Geist in Worten und Gedanken und mehr, als man gemeinhin an derartigen Gelegenheitsproducten zu finden gewohnt ist. Dabei hat die Vfn. in Behandlung und Verarbeitung ihres Stoffes, der doch so viel poetisches Element und zu dichterischen Extravaganzen Verführendes enthält, eine lobenswerthe, würdevolle Mäßigung und Ruhe behauptet.

Gebetbuch in Liedern. Herausgegeben von Karl Steiger, Verf. der Wochenpredigten. Mit einem Stabstich. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1846.

Es ist auffallend, daß unsere geistliche Poesie so selten eine geistige ist und jene religiösen Dichtungen in unseren Lehr-, Gesang- und Gebetbüchern, meistens nur als eine in Verse geformte Prosa, sich kaum an die Grenze eigentlicher Poesie erheben. Man möge

hierauf nicht entgegen, diese Gattung der Lyrik erfordere vor Allem populaire Haltung und deshalb eine ungekünstelte Einfachheit, die schon dem Gegenstande selbst überhaupt angemessener sei. Dies wird durch jenen Vorwurf nicht bestritten; man nenne aber nicht Einfachheit, was in der That bloß einförmige, eintönige Hohlheit ist und suche die ächte Poesie nicht in gemachten Gedanken, in gezierten und gedrechselten Worten. Gerade der wahre Dichter hascht nicht ängstlich nach Stoff und passenden Formen; er findet das gediegene göttliche Erz in seinem reichen Geiste und Kunst und edler Geschmack fügt mit unsichtbarer Kraft das reiche Gold der Idee in die würdig einfache, anziehend schöne Gestalt. Ein Werk reiner, wahrer Poesie aber dringt von selbst mit Macht in die Masse des Volkes und lebt ewig in dem Herzen desselben fort, während das Falsche und Halbe nirgends Anklang finden, noch jemals „populär“ werden kann. — Auch diese von dem Herausgeber nicht ohne Sorgfalt veranstaltete Sammlung geistlicher Lieder giebt zu der oben ausgesprochenen Bemerkung genugsam Anlaß. Jene stereotypen Gedanken, die in ihrer steten Wiederholung längst zu Trivialitäten geworden, sind nicht im Stande, tiefer in's Herz zu dringen, noch

wahrhaft zu erbauen oder dem moralisch erschlaffenden Gemüthe neue Spannkraft zu verleihen. Diese Lieder, die sogar im äußeren Ausdruck, in der Wahl der Worte und Reime sich, so zu sagen, selbst nachäffen und, wie absichtlich nach einem und demselben Thema gemodelt, in ihrer traurigen Flachheit höchstens einander ergänzen, athmen sämmtlich jenen ängstlich engherzigen, wortfrömmelnden, Sprüche einpfropfenden Schulstübengeist, der sich um Alles in der Welt nicht von der pedantischen Norm der durch schulmeisterliche Observanz unumhülllich eingesetzten Wort- und Gedankenformen entfernen würde; sie erscheinen nur als Commentare und weitere Ausführungen jener Fabelverse, Betsprüchlein und frommen Reime, mit deren Einlernung man in kindlichen Gemüthern ein für allemal den Grund zu aller Frömmigkeit und Moral gelegt zu haben meint. Keine Nation der Welt ist religiöser, keine aber auch in der Religion prosaischer, als die deutsche, weil sie, wie ja in allen Dingen, so zumal in diesem Punkte von der eingelernten, altgewohnten Form sich nicht loszureißen, noch auf Kosten dieser den Geist aufzufassen wagt. Der Katechismus ist für unsere religiösen Dichter eben dasselbe, was der „gradus ad Parnassum“ für die lateinische Verse fabrizirenden Terilianer — der Urquell aller Poesie.

Bunte Blätter aus Natur und Leben. Mit Beiträgen von R. Barth, E. Bechstein, Hoppe, Fr. Rückert und Andern. Memmingen. Besenfelder. 1846.

Eine höchst armselige Sammlung meist dürftiger, sehr mittelmäßiger Produkte. Die Namen Bechstein und Rückert, die im ganzen Büchlein ebensoviel mal vorkommen, als auf dem vielversprechenden Titelblatte, scheinen, so zu sagen, nur als Einladungskärtchen zu den schmack- und geschmacklosen Bissen zu dienen, welche in diese „bunten Blätter“ eingewickelt sind. Es ist kaum zu begreifen, wie so schales, albernes, nichts sagendes Zeug, wie z. B. „Mein Liebchen“, „Dichtersfreuden“, „Kinderspaß“, „Merkwürdiges Schuldictat“ u. s. w., im Ernst niedergeschrieben oder gar gesammelt und dem Publikum aufgetischt werden kann.

Judentlieder. Von August Janßen. Oldenburg. Schulze. 1846.

Wir mögen die wahrhaft christliche Absicht und Gesinnung, aus welcher diese Judentlieder entsprossen, durchaus nicht verkennen, noch weniger den kräftigen, auf jene Unchristen, welche mit Wollust dem Juden den Fuß in den Nacken drücken, geführten Hieb abzuschlagen versuchen. Allein nicht minder zu verkennen ist es, daß der Verf. in Ansehung der jetzigen Lage der Dinge Vieles gewaltsam übertrieben und dem Zwecke zu Liebe seine Mittel auf die äußerste Spitze hinaufgeschraubt hat. Jener mittelalterliche heidnische Juden-

haß, jene das Christenthum herabwürdigenden Vorurtheile, jene die Christengeschichte schändenden Verhältnisse, welche einstmal den Juden zu einem ewigen Verbrecher stempelten, sind heutzutage und wenigstens bei uns, insoweit als es sich mit unserer vorsichtigen Politik vertragen will, durch mildere gesetzliche Verordnungen und Einrichtungen zum größten Theil beseitigt; und wenn Jude und Christ sich hier und da noch schroff und feindlich gegenüber stehen, so trägt jener sicher ebensoviel Schuld daran, als dieser. Auch das Laster muß Gutes wirken, und Nichts hat bereits die Scheidewände zwischen Christ und Jude eifriger, sicherer untergraben und gefällt, als der Eigennuß. — Sprache und Ausdruck dieser Lieder sind im Ganzen lobenswerth zu nennen.

Gedichte von Hedwig und Eleonore Wal-
lot. Frankfurt a. M. Brönnner. 1846.

Wie es scheint, beginnt man nun auch Verse und Gedichte en compagnie zu fabriziren. Glück zu! Vielleicht unternimmt ebensens irgend ein spekulativer Kopf sogar ein großes Werk, an dem sich Jeder, der Lust hat, mit einem Verse als Aktie theilnehmen kann. An dem lyrischen Fötus, womit die poetisch zusammengewachsenen Zwillingsschwestern Wallot gemeinschaftlich niedergekommen, ist nun als etwas Außergewöhnliches Nichts weiter bemerkbar, als eine unerhörte, fast sündhafte Papierverschwendung, welche darin besteht, daß für jedes einzelne Gedicht und Gedichtchen ein eigenes Titelblatt angewendet worden ist. Hat man bei dieser luxuriösen Einrichtung vielleicht an den künftigen Makulaturwerth des Büchleins gedacht? Oder hat man in Anbetracht des dürftigen Inhaltes ein leibliches Embonpoint erzielen und mit dieser Fülle weißen Papiers die Lücken und Blößen der natürlichen Magerkeit ausstopfen wollen? Wenigstens gleicht das Büchlein einem auswattirten Damenbusen bis zum Ekel und Entsetzen.

Gedichte von Albert Türcke. Berlin. Wohlgemuth. 1846.

Wenn auch von diesen Gedichten, die ihrer Natur nach mehr auf Anmuth und Bierlichkeit, als Tiefe und dichterische Würde Anspruch machen wollen, ein höherer Aufschwung in den reineren Aether der Poesie nicht erlangt werden kann, so zeigt sich in denselben doch fast durchgängig eine gewisse Art von Gedankenpielerei, die zwar nicht immer unangenehm berührt, aber um Nichts mehr zu billigen ist. Sichtbar hat der Verf. seinen Dichtungen eine naive Färbung geben wollen, allein eben dadurch, daß er das Naive zu machen, zu erkünsteln versuchte, hat er es schon in unnatürlicher Länderei aufgeben lassen. Es fehlt dem Verf. zwar nicht an Gewandtheit, aber an Kraft, seinen Stoff frei und unbefangen widerzugeben.

Gedichte von Eduard Liesen. Leipzig. Voigt und Fernau. 1846.

Daß neben manchem glücklichen und anmuthigen Gedanken plötzlich ein grob prosaischer, trivialer und hinsichtlich der sprachlichen Beschaffenheit, öfters verunglückte Wendungen und unpassende, rügenswerthe Ausdrücke in diesen Dichtungen auftauchen, wollen wir mehr einem nicht genugsamen geläuterten Geschmacks, als dem Mangel des Verf. an poetischem Talente zuschreiben. Derselbe besißt offenbar dichterische Eigenschaften, aber diesen mangelt es zur Zeit noch an der nöthigen Beredlung und Ausbildung.

Zeitlosen, oder: Sammlung späterer Gedichte. Von J. G. Distling. Frankfurt a. M. Boselli. 1846.

Ohne Zweifel ist diese dürftige Sammlung unbedeutender Gedichtchen nur für den engen Kreis spezieller Freunde bestimmt, weshalb sie die öffentliche Kritik billig mit Schweigen übergehen mag. Kaum dürfte auch diese trockene Gelegenheitspoesie in ihrer Einseitigkeit, Flachheit und theilweisen Gesinnungschwäche beim großen Publikum mehr Eingang finden, als die unbedeutenden Schriftchen, welche schon früher von demselben Verf. erschienen sind.

Preußentlieder von George Heseckel. Magdeburg. Heinrichshofen. 1846.

„Und ein Frölen gar von Adel,
Wunderschön und ohne Tadel,
Die war arm und gut gesinnt,
Weinte wie ein Fischekind,
Weil sich keine Gabe fand
Für das liebe Vaterland.“

u. s. w.

„Denn von unseren Husaren
Hat es Keiner nicht erfahren,
Daß der tapferste Husar
Eben just 'ne Jungfer war.“
u. s. w.

„Zu Halle an der Saale,
Wo die Halloren sein,
Zu Halle Anno dreizehn,
Da ging es drauf und drein.“
u. s. w. u. s. w.

Dergleichen vermag nur ein handfester Korporal geziemend zu rezensiren.

Ausgewählte Gedichte von Petöfi. Aus dem Ungarischen übersezt von Adolf Dux. Wien. Mörschners Witwe und Bianchi. 1846.

Petöfi ist ein reiner Naturdichter voll ächten Humors, wahrer Naivetät und volkstümlicher Originalität. Auch das kleinste Produkt athmet ungezwungene Natur und spricht unbefangen nächst dem individuellen Charakter des Dichters den des Magyaren aus. Nicht verwundern darf es den deutschen Leser sonach, wenn er in diesen Dichtungen eines Ungarn hier und da auf Eigenthümlichkeiten stößt, die ihm in den Gedichten eines Deutschen auffällig, ja anstößig erscheinen würden. Dem Herausgeber aber darf man daraus keinen Vorwurf machen, daß er Manches in diese Uebersetzung und Sammlung aufgenommen, was als befremdend für den deutschen Leser vielleicht hätte wegbleiben können. Vielmehr ist es mit Dank anzuerkennen, daß er durch Vorführung auch solcher, den fremden Charakter eigenthümlich bezeichnenden Dichtungen die Originalität des nationalen Dichters unverfehrt gelassen und treu wiedergegeben hat. Seine Aufgabe als Uebersetzer hat der Herausgeber nicht minder gut gelöst. 38.

D r e s d e n .

Königliches Hoftheater.

Repertoire.

December. 26. Oberon. Oper. — 27. Der artesische Brunnen. — 28. Uriel Acosta — 29. Curpanthe. Oper. — 30. Die verwunschene Prinzessin. — 31. Der Pariser Taugenichts.

Feuilleton.

Die Flitterwochen.

Vor der Hochzeit.

Zuerst kommen: die Ritterwochen. Das sind jene Wochen, in denen man sich als Ritter einer Dame kund giebt. Unsere Ritter haben gewöhnlich den Sporn im Kopfe und sind zügellos; entweder das Pferd geht mit ihnen durch, oder sie gehen mit dem Pferde durch.

Dann: die Gitterwochen. Das sind jene Wochen, wo der Ritter schon zu Fuß vor dem Gitter der Schönen auf- und abwandelt und singt:

Mädchen, Mädchen hinter'm Gitter,

Liebchen kommt mit seiner Zither u. s. w.

Dann: die Zitterwochen, in denen man beständig in Angst und Zittern ist, zwischen Furcht und Zittern schwebt und auf jeden Fall zu zittern hat.

Nun kommen die Wochen

nach der Hochzeit.

Zuerst die Flitterwochen. Das sind die Wochen, wo man Flitter für Gold hält! Wie viele Wochen sind das? Das hat noch Niemand ergründet! Gewiß nicht ganze vier Wochen, sonst würde es der Zittermonat heißen.

Dann kommen die Zwitterwochen. Das sind jene Wochen, die schon zwitterartig zwischen süßer Säuerlichkeit und saurer Süßlichkeit hin und her schwanken.

Dann die Splitterwochen. Das sind die Wochen, wo die Eheleute schon anfangen, den Splitter in den Augen des Andern zu bemerken, in den Augen, in denen sie erst nichts als Himmel sahen.

Endlich kommen die Gewitterwochen. Das sind jene Wochen, in denen von beiden Seiten gedonnert und gewettert wird und doch auf beiden Seiten nichts — einschlägt.

Ein Dichter am Pranger. Man hat Beispiele genug, daß Dichter und Schriftsteller an den literarischen Pranger gestellt worden sind; aber an den Schandpfahl der weltlichen Gerechtigkeit gestellt zu werden — dies ist unsers Wissens nur Einem begegnet. Wir meinen Daniel de Foe, der mit seinem Robinson Crusoe alle jene Erzählungen am Anfange des vorigen Jahrhunderts mit ihren Seefahrern, abgelegenen Inseln, Diamantensüßern und verlorenen Söhnen hervorgeru-

fen hat. Er wurde am 30. Juli 1703 wegen eines Pamphlets gegen einen Minister zu London an den Pranger gestellt und zwar an drei verschiedenen Orten. Allein die Wirkung war sehr verschieden von der, welche man sich versprochen. Die Volksmenge warf dem Dichter Blumen zu. Den Tag vor dieser Ausstellung erschien von ihm „eine Hymne an den Schandpfahl“.

Einst hatten dem bekannten Gelehrten Michaelis in Göttingen einige Studenten Nachts die Fenster eingeworfen, um sich am andern Morgen daran zu belustigen. Aber Michaelis wartete den Morgen nicht ab, sondern ließ mitten in der Nacht die Fenster wieder machen. Was er vermuthet hatte, geschah. Die Thäter, welche sich früh an den zerbrochenen Scheiben ergötzen wollten, zogen verdrücklich vorüber. — Michaelis aber öffnete das Fenster und grüßte sie freundlich. Seitdem warf ihm Niemand die Fenster mehr ein.

Der Professor Marcus Antonius Muretus, der im Jahre 1585 starb, wußte durch seinen beißenden und allgemein gefürchteten Wig die Zuhörer stets auf gebührende Weise in Ehrfurcht zu halten. Einst hatte einer derselben eine Schelle mit in's Auditorium gebracht, mit welcher er anfing zu klingeln. „Wahrhaftig,“ sagte Muretus mit großer Gelassenheit, „ich würde mich wundern, wenn unter einer so großen Menge von Schafen nicht auch ein Leithammel wäre.“

Abermals ist ein vorzüglich gelungenes Gedenkstück aus der Medaillen-Münze von Loos in Berlin hervorgegangen. Die Medaille ist auf die erste preussische General-Synode geprägt und bietet folgenden Gehalt: Hauptseite: Der Glaube, nach der Darstellung des Andrea Pisano auf der Thür des Baptisteriums zu Florenz, eine sitzende Figur en face, den Kelch in der einen Hand, in der andern Hand, welche auf der aufgeschlagenen Bibel ruht, ein Kreuz haltend. — Umschrift: Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. 1. Cor. 3, 11. — Rehrseite. Inschrift: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller. Eph. 4, V. 5 — 6 — Umschrift: Preussische General-Synode zu Berlin 1846.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

Zu Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.